

PROGRESS

MAGAZIN DER ÖSTERREICHISCHEN HOCHSCHÜLERINNENSCHAFT 03/10

www.progress-magazin.at

Gerecht

Sibylle Hamann schreibt über Gleichberechtigung

Gespiegelt

TV-Serien als Abbild der US-amerikanischen Gesellschaft

Gefährlich

Die Vorratsdatenspeicherung auf dem Vormarsch

Gewollt

Karls Kampf für Zugangsbeschränkungen

P.b.b. | Erscheinungsort Wien | Verlagspostamt 1040 | GZ02Z031.545 M | EURO.73



WM im gespaltenen Land

Großereignis mit Widersprüchen

www.oeh.ac.at





Bildung im Freien für freie Bildung

Die Woche der freien Bildung 2010

Vorlesungen sind öffentlich und alle können daran teilnehmen. So weit die Theorie – nicht erst seit den letzten Diskussionen um sinnlose Zugangsbeschränkungen und noch immer nicht vollständig abgeschaffte Studiengebühren an Österreichs Universitäten ist klar, dass dieses Ideal in großer Gefahr schwebt. Zeit also, um etwas dagegen zu unternehmen.

Bereits zum dritten Mal veranstalten HochschülerInnenschaften aus ganz Österreich in diesem Jahr die **Woche der freien Bildung**. Dabei werden Vorlesungen aus den Hörsälen nach draußen verlegt, um den hohen öffentlichen Stellenwert der Bildung zu verdeutlichen. Menschen, die wenig oder nichts mit Universitäten zu tun haben sollen erfahren, was es bedeutet, dort zu lehren bzw. zu lernen. Damit soll eine öffentliche Bewusstseinsbildung erreicht und das allgemeine Verständnis für unsere Anliegen erhöht werden.



Fotos: Woche der freien Bildung 2008, HTU Wien

Bildung sollte allen zugänglich sein, man darf keine Standesunterschiede machen.

Konfuzius (551-479 v. Chr.)
chinesischer Philosoph



In Wien, Graz und Klagenfurt werden Vortragende vom 17. bis 21. Mai öffentliche Plätze zu Orten der Bildung und der Kunst verwandeln. Vorlesungen, Übungen, Spezialvorträge, Aktionen und Diskussionen werden das Bild prägen. Dabei ist die Teilnahme der PassantInnen nicht nur geduldet sondern ausdrücklich erwünscht!

Unsere Forderung nach einer nachhaltigen Finanzierung der Universitäten wird sich damit nicht erfüllen lassen. Sehr wohl aber wird die Aufmerksamkeit einer größeren Personengruppe auf die derzeitige mangelhafte Situation gezogen. Allein dies ist ein wichtiger Schritt in unser aller Zukunft.



WdfB – Infobox

Standorte

HTU Wien & HMD Wien
Resselpark (Karlsplatz)

ÖH BOKU Wien
Türkenschanzpark

HTU Graz, ÖH Uni Graz, ÖH Med Graz
Karmeliterplatz

ÖH Klagenfurt
Lendhafen (19. bis 21. Mai)

Straßenbahn (Bildungstram)
um den Wiener Ring

Kontakt

E-Mail: wdfb@htu.at
www.freie-bildung.at
Facebook: tinyurl.com/y7h2b5c

Cover

4 WM im gespaltenen Land

Die Fußball-Weltmeisterschaft in Südafrika steht kurz bevor. Schon jetzt wird deutlich, dass die makellosen WM-Kulissen nur Fassade sind, die immer stärker zu bröckeln beginnen.

ÖH

8 Pralles Leben in der Sardinenbüchse

Die Vor- und Nachteile vom Wohnen in einem StudentInnenheim

9 Schotten dicht!

Ein Querschnitt durch die bisherige Amtszeit von Beatrix Karl.

10 Keine Garantie



Interview mit Reinhard Christl über das Pro und Contra des neuen Journalismus-Masters.

11 Schule neu

In Österreichs Schulen gibt es kräftigen Reformbedarf

12 Service, das hilft

Politik

14 Wer mit wem

Schon bald soll das Kommunikationsverhalten aller ÖsterreicherInnen gespeichert werden.

15 Über den Tod hinaus

Johanna Dohnal polarisiert in den Medien über ihren Tod hinaus.

16 Die Geister der Geisterstadt



Wie sich der Wiederaufbau der vom Erdbeben zerstörten Stadt L'Aquila gestaltet.

Dossier



Portraits, die von Mode bis Film, von Architektur bis Bildhauerei reichen präsentieren wir in dieser Ausgabe. Ganz nebenbei geben die sechs KünstlerInnen Einblicke in ihre Vorstellung des Begriffes "Kunst".

18 Kunst ist wie ein Spiegel

19 „Heute eben keine gute Kunst“

20 Die so gern verschwinden möchte

21 An den Kopf geworfen

22 Die Blendung umgehen

23 Ich bin mein Maßstab

24 Tom Wolfe: Das gemalte Wort

Feuilleton

26 Serieller Abgesang der Mittelschicht



Die Mittelschicht wird in US-amerikanischen Serien auf die Couch gelegt.

27 Ich kann rudelbumsen

Ein paar Gedanken zur FPÖ-Aufregung über den Swingerclub in der Secession.

28 Der Saft ist draußen

Die Ära der Energydrinks geht zu Ende.

29 Buchrezension

Klaus Woltron macht sich Gedanken zum Kapitalismus.

Zweimal hingehört

Jellybeat "Don't let us be misunderstood" und My Name is Music "Revolution"

30 Neues aus der Beziehungskiste

Sibylle Hamann fordert auch Männer zum Nachdenken über Gleichberechtigung auf.

31 Neues aus Europa

Kurzmeldungen aus dem EU-Raum.

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser!

Die Fußball-Weltmeisterschaft der Herren wird in wenigen Wochen in Südafrika angepöf, einem Land, das eigentlich ganz andere Sorgen hätte als die Austragung eines WM-Turniers. Alexander Klein erzählt in der Cover-Geschichte über Fußball, Armut, Kriminalität, Rassismus und die bis heute spürbaren Folgen des Apartheid-Regimes.

Der zweite Schwerpunkt unseres Heftes ist ein Dossier zum Thema: „Was ist Kunst?“ Wir haben sechs KünstlerInnen darum gebeten, diese Frage anhand ihrer eigenen Biographie zu beantworten. Ebenfalls mit Kunst, und zwar mit dem viel zu unbekanntem Kunst-Treiben der FPÖ, beschäftigt sich ein Artikel auf Seite 27, dessen Lektüre wir empfehlen.

Im Politikteil findet Ihr in dieser Ausgabe Geschichten über die Vorratsdatenspeicherung in Österreich (S. 14), über die Reaktionen der Medien auf den Tod von Johanna Dohnal (S.15) und über die italienische Stadt L'Aquila, die vor einem Jahr von einem Erdbeben zu großen Teilen zerstört wurde (S. 16). Im Feuilleton haben wir einen kleinen Fernseh- und Serienschwerpunkt (S. 25 und S. 26) und den zur feinen Tradition gewordenen Gast-Kommentar aus prominenter Feder verfasste für die vorliegende Ausgabe Sibylle Hamann (S. 30).

Wir wünschen viele Spaß beim Lesen,
eure **PROGRESS**-Redaktion

IMPRESSUM

PROGRESS – Magazin der Österreichischen HochschülerInnenschaft, Ausgabe 3/2010, Erscheinungsmonat: April

MedieninhaberIn: Österreichische HochschülerInnenschaft, Taubstummengasse 7-9, 1040 Wien

HerausgeberInnen: Sigrid Maurer, Thomas Wallerberger, Benedikt Rusř

ChefInnenredaktion: Lucia Bischof, Ann-Katrin Slupek, Wolfgang Zwander

SchreiberInnen dieser Ausgabe: M. Azmann, L. Eichberger, A. Fanta, C. Girardi, S. Hamann, S. Hayden, N. Hofmüller, S. Hofe, C. Hoke, A. Klein, R. Kollmann, A. Lehner, E. Maltschnig, C. Prohazka, G. Sattelberger, A. Sawerthal, A. Sklenicka, K. Wenig, P. Wieser

Lektorat: A. Palienko, A. Lehner

Layout: T. Jenni, J. Kolda

Cover-Grafiken: N. Oberleitner, **Dossier-Cover:** L. Baumann, **Ressortcover-Fotos:** J. Kolda

Inserate: Öffentlichkeitsreferat, presse@oeh.ac.at

Artikelvorschläge können per E-Mail oder in den Redaktionssitzungen eingebracht werden. Kontakt siehe unten.

Gratis-Abo anfordern! www.progress-magazin.at

Telefon: 01/310 88 80-61

E-Mail: progress@oeh.ac.at

Web: www.progress-magazin.at

Auflage: 120.000 Stück

Druck: Leykam, Neudörfel



WM im gespaltenen Land

Die Fußball-Weltmeisterschaft in Südafrika steht kurz bevor. Der Weltfußballverband FIFA verspricht ein Freudenfest, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Doch zum Feiern ist vielen SüdafrikanerInnen eigentlich nicht zu Mute. Zu groß sind die Probleme im eigenen Land.

ALEXANDER KLEIN

In ihren Augen waren wir keine Menschen.“ Als der 24-jährige Mathematiker Marcus Solomon 1964 seine 15-jährige Haftstrafe wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt im Hochsicherheitsgefängnis von Robben Island antrat, wurden er und die anderen Häftlinge „wie Säcke von Kipplastern abgeladen“, erzählt Solomon. Hier, auf der Gefängnisinsel zwölf Kilometer vor Kapstadt, schlug die Unmenschlichkeit des Apartheid-Regimes mit voller Wucht zu. Unter der Woche mussten die 1.400 Insassen im Steinbruch bis zur völligen Erschöpfung arbeiten. Am Wochenende wurden sie wie Tiere in ihre Zellen gepfercht. Das Ziel der Handlanger des Buren-Regimes war klar: Der Wille der politisch unangenehmen Häftlinge sollte gebrochen werden. Es war aber weniger die kraftraubende Arbeit im Steinbruch, die den Insassen zu schaffen machte, als vielmehr die strikte Isolation

und gähnende Langeweile an den Wochenenden. „Wenn wir doch wenigstens ein bisschen an die frische Luft gehen und Fußball spielen könnten“, dachte sich Solomon von den ersten Tagen an. Seine Mitinsassen waren von dieser Idee sofort begeistert, doch bei den Wärtern stießen sie auf taube Ohren. Dennoch: Drei lange Jahre brachten die Häftlinge Woche für Woche immer wieder den gleichen Wunsch vor: „Wir wollen Fußball spielen.“ Die Gefängnisdirektion antwortete mit Prügel und Essensentzug.

Boycott der Freiheitskämpfer. Im Dezember 1967 wurden aber einige Häftlinge auf den Hinterhof der Barracken geführt. Dort erhielten sie einen Ball und die Erlaubnis, für eine halbe Stunde Fußball zu spielen. „Endlich hatten wir zumindest ein kleines Stück unserer Freiheit zurück“, erinnert sich Solomon. Die Häftlinge blieben aber den Wärtern ausgeliefert: Sie bestimmten, wer aus den Zellen raus durfte und wie lange gespielt wurde. Hatten die Insas-

sen zu offensichtlich Spaß, setzten sie dem Spiel jäh ein Ende. Als zwei Jahre später auf Druck des Internationalen Roten Kreuzes die Gefängnisleitung durch eine gemäßigtere ausgetauscht wurde, durften die Häftlinge endlich ihre eigenen Spiele organisieren. Es dauerte nicht lange bis auf Robben Island ein eigener Verband gegründet wurde. Dabei wurde jeder Häftling, der mitmachen wollte, mit einer Aufgabe bedacht. Wer in keinem der acht Vereine unterkam, der half als Schiedsrichter, Funktionär, Trainer oder Platzpfleger mit. Robben Islands berühmtester Häftling Nelson Mandela durfte im Gegensatz zum heutigen Staatspräsidenten Jacob Zuma, der als linker Verteidiger spielte, nicht auf den Platz. Über ihn war eine Isolationshaft verhängt worden. Er konnte allerdings zu Beginn die Spiele von seinem Zellenfenster aus mitverfolgen. Als die Gefängnisleitung das bemerkte, ließ sie eine Mauer vor dem Fenster errichten. „Wir waren Idealisten. Die Organisation des Verbandes und die Spiele waren der Versuch,



in einem barbarischen Umfeld zivilisiert miteinander umzugehen“, sagt Solomon.

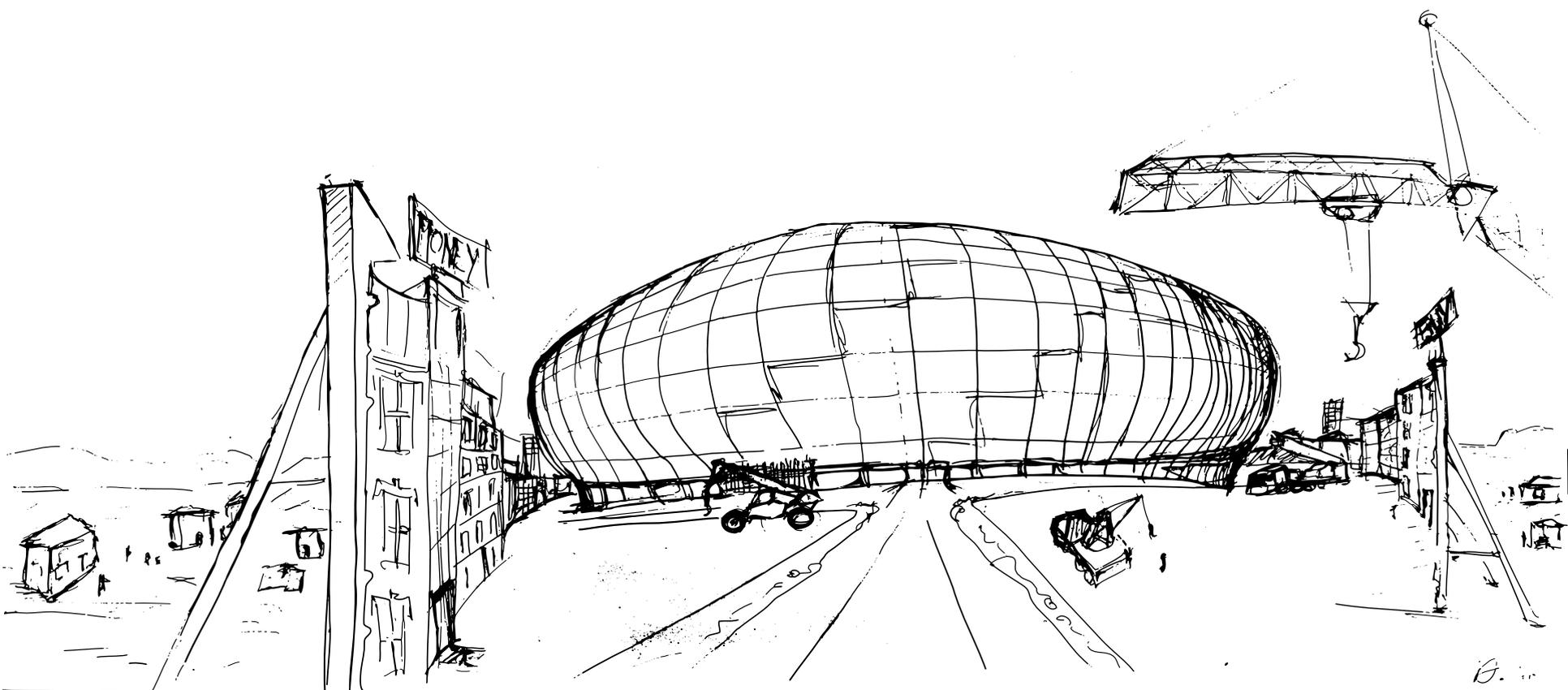
Die Geschichte der Fußball spielenden Häftlinge auf Robben Island war landesweit bekannt, aber knapp 15 Jahre nach dem Ende des Apartheid-Regimes interessierte sie niemanden mehr. Erst mit der Vergabe der Fußball-Weltmeisterschaft an Südafrika wurde das Interesse daran wieder geweckt. Für den Weltfußballverband FIFA war es ein gefundenes Fressen. FIFA-Präsident Joseph Blatter reiste mehrere Male nach Robben Island, um dort mit Tränen in den Augen und „tief bewegt“, wie er sagte, den klickenden Freiheitskämpfern zu gedenken. Solomon und seine ehemaligen Weggefährten können dieser Inszenierung nichts abgewinnen. „Uns ging es ums Allgemeinwohl, die FIFA aber denkt nur ans Geschäft. Welchen Sinn macht es, wenn Stadien errichtet werden, die keiner braucht, obwohl unsere Kinder in den Townships absolut nichts haben“, kritisiert Solomon die PolitikerInnen seines Landes und den Weltfußballverband. Er selbst hat für sich schon die Konsequenzen gezogen: Er wird die Weltmeisterschaft im eigenen Land boykottieren.

Tötet die Buren. Tatsächlich ist Südafrika heute nicht nur hinsichtlich der WM ein gespaltenes Land. Die Spannungen zwischen der schwarzen und weißen Bevölkerung nahmen in der jüngsten Vergangenheit wieder zu. Das brutale soziale Ungleichgewicht innerhalb des afrikanischen Vorzeigelandes ist auch in der Post-Apartheid-Ära nicht vom Tisch. Obwohl inzwischen auch einige Schwarze den Auf-

stieg in die Oberklasse geschafft haben, lebt ein Großteil von ihnen heute noch immer in bitterer Armut, ohne Bildung, medizinische Versorgung und die Chance auf einen sozialen Aufstieg. Wie fragil das Gebilde Südafrika ist, zeigten die Spannungen der vergangenen Wochen. Als Eugene Terre'Blanche, Führer der rechtsextremen *Afrikaner Weerstandsbeweging* (AWB), höchstwahrscheinlich von Bediensteten schwarzer Hautfarbe ermordet wurde, riefen seine AnhängerInnen offen zur blutigen Rache auf und drohten damit, das Land ins Chaos zu stürzen. Inzwischen hat der AWB-Sprecher Pieter Steyn aber erklärt, „dass seine Organisation in diesem Fall aller Gewalt abschwört.“ Julius Malema, der Anführer der ANC-Jugendliga und politische Ziehsohn von Präsident Zuma, heizte die Lage noch einmal zusätzlich an. Vor 500 Studierenden der Universität von Johannesburg stimmte er das ehemalige Kampflied der Freiheitsbewegung mit den Zeilen „Tötet die Buren, tötet die Farmer“ an.

Und das alles just in dem Moment, in dem die gesamte Weltöffentlichkeit in Erwartung der Weltmeisterschaft gespannt nach Südafrika blickt. „Ich fahre da nicht hin. Ich war nie ein großer Freund einer WM in Südafrika oder überhaupt auf dem afrikanischen Kontinent, solange Sicherheitsaspekte nicht zu 100 Prozent geklärt sind“, sagte *Bayern München*-Präsident Uli Hoeneß schon Anfang dieses Jahres. Mit dieser Meinung steht Hoeneß nicht alleine da. Die FIFA räumte inzwischen ein, dass anstatt der ursprünglich erwarteten 450.000 TouristInnen aus Übersee wohl nur knapp 350.000

die Reise ins südlichste Land Afrikas antreten werden. Die südafrikanische Regierung korrigierte die Zahl in ihren Berechnungen mittlerweile auf 300.000 BesucherInnen herunter. Die politische Führung des Landes sieht als Grund dafür die negative Medienberichterstattung in Übersee an. Dass die Sicherheitslage in Südafrika aber wirklich prekär ist, zeigt ein Blick in die Kriminalstatistik: 50 Menschen werden täglich in Südafrika ermordet. Die Dunkelziffer liegt laut ExpertInnen noch viel höher. Der Kampf gegen die Kriminalität ist inzwischen für viele SüdafrikanerInnen zur obersten Priorität geworden. So erklärte Max Price, der Vizerektor der University of Capetown, in einer viel beachteten Rede anlässlich der Begräbnisfeierlichkeiten des ermordeten Studenten Dominic Giddy, „dass die Apartheid zusammengebrochen ist, als die Zivilgesellschaft entschieden hat, dass sie am Ende ist. Jetzt müssen wir als Gesellschaft beschließen, dass Schluss sein muss mit der Kriminalität.“ Einen wesentlichen Teil der Schuld sieht Giddy in den PolitikerInnen des Landes. „Ihr müsst endlich beweisen, dass ihr es ernst meint. Wenn ihr das macht, unterstützen wir euch. Aber wenn Ihr, wie bisher, leichtfertig mit unseren Leben umgeht, werden wir euch den Mittelfinger zeigen und euch abwählen.“ Der Protest gegen Gewalt und Verbrechen findet immer mehr AnhängerInnen. So wurden vor kurzem auf eine Initiative der größten unabhängigen Gewerkschaftsbewegung des Landes 18 Schubkarren voll mit 107.000 Briefen, die zum Kampf gegen die Kriminalität auffordern, persönlich bei Präsident Zuma abgegeben.



Schwer bewaffnete Spezialeinheiten. Die WM-TouristInnen werden die Gewalt wohl dennoch nicht zu fürchten haben. Insgesamt 88.000 PolizistInnen, darunter schwer bewaffnete Spezialeinheiten, sollen die BesucherInnen von den „dunklen Seiten“ Südafrikas abschirmen. FIFA-Boss Blatter ist zuversichtlich: „Wir können nur für ein Minimum an Sicherheit garantieren, doch für den Rest haben wir von Anfang an Südafrika vertraut. Es gibt keinen Grund zu der Annahme, die WM-Premiere in Afrika könne kein Erfolg werden. Wir ziehen doch nicht in den Krieg, wir sprechen über ein Fest“, erklärte er im März. Ein Fest, das von 88.000 Truppen beschützt werden muss.

Die finanziellen Mittel, die die südafrikanische Regierung für die Ausrichtung der WM in die Hand nimmt, sind enorm. Alleine in den Neubau bzw. die Renovierung der zehn WM-Stadien fließen € 1,25 Milliarden. Für Infrastrukturmaßnahmen rund um die Stadien stellt die Regierung rund € 570 Millionen bereit. Als Teil eines viel größeren Investitionsprogramms zur Verbesserung der Infrastruktur im Land wurden in den letzten vier Jahren insgesamt etwa € 36 Milliarden investiert. Zum Vergleich: Die bis dato teuersten Olympischen Spiele waren die jüngsten in Peking, wo die Kommunistische Partei Chinas rund € 28 Milliarden in die Hand nahm. Ein Teil-Nutzen dieses Programms für die Bevölkerung, die dadurch künftig zum Beispiel auf ein verbessertes öffentliches Verkehrswesen zurückgreifen kann, ist unbestritten. Wie viel Geld die WM im Gegensatz dazu in die Kassen des südafrikanischen Staates spülen wird, ist hingegen mehr als umstritten. Wissenschaftliche Untersuchungen zeigen, dass

die Austragung solcher sportlichen Großereignisse manchmal weit weniger bringt als erwartet wird. Mitunter kann ein Event dieser Größenordnung auch ins Negative umschlagen. Die kanadische Stadt Montreal, Austragungsort der Olympischen Winterspiele 1976, konnte sich erst 30 Jahre später von den daraus resultierenden Schulden befreien. In Südafrika rechnet die Regierung mit einem Plus von € 1,7 Milliarden alleine aus den Steuereinnahmen. € 760 Millionen sollen die WM-TouristInnen im Land lassen.

Wichtigste Aufgabe der WM in Südafrika ist aber ohnehin nicht die Erwirtschaftung von möglichst viel Geld, sondern vielmehr die Förderung einer landesweiten, einheitlichen Identität. Sportliche Erfolge spielen in der jungen Geschichte der Post-Apartheid-Ära eine wichtige Rolle. So brachte der Gewinn des Afrika-Cups 1996 im eigenen Land eine riesige Welle der Begeisterung mit sich. Für kurze Zeit waren alle sozialen Probleme im Land vergessen, im Freudentaumel schienen für kurze Zeit alle gleich. „Wir müssen den Sport nützen, um unser Volk in die Richtung eines vom Rassismus befreiten Südafrikas zu lenken. Wir müssen ihn für unser Nationbuilding nutzen, um Selbstwertgefühl und Nationalstolz zu stärken“, erklärte der ehemalige Sportminister Makhenkesi Stofile.

Blatter und der Friedensnobelpreis. Die „Bafana Bafana“, wie die SüdafrikanerInnen ihre Landesauswahl nennen, könnte Stofile einen Strich durch die Rechnung machen. Seit Jahren sucht die Mannschaft, die vom Brasilianer Carlos Alberto Parreira für eine Millionen-Gage trainiert wird, den Anschluss an die afrikanische Spitze. Nur wenn das Team rund um

Spielmacher Steven Piennar über sich hinauswächst, kann ein Aus in der Vorrunde vermieden werden. Sollten sich die Gastgeber aber bereits vorzeitig aus dem Turnier verabschieden, was angesichts der Gruppengegner Frankreich, Mexiko und Uruguay sehr wahrscheinlich ist, dann ist es mit der Euphorie schnell wieder vorbei. Ein blamabler Auftritt der „Bafana Bafana“ könnte sich für die ganze WM als Sicherheitsrisiko erweisen.

Joseph Blatter hingegen will von alledem nichts wissen. Seit Monaten tourt der 73-jährige Schweizer rund um den Globus, um gute Stimmung für „seine“ WM in Südafrika zu machen. Als im Dezember 2009 der offizielle WM-Ball „Jabulani“ in Kapstadt der Öffentlichkeit präsentiert wurde, bekam diese auch einen völlig losgelösten FIFA-Präsidenten zu sehen. „Jabulani, ich liebe dich“, war der mächtige Funktionär nicht mehr zu halten. Nach der erfolgreichen Vergabe der WM an Südafrika hat der „Sonnenkönig“, so Blatters Spitzname, neben einer vierten Amtszeit als oberster Fußball-Funktionär, bereits ein weiteres Ziel vor Augen. Nicht weniger als den Friedensnobelpreis soll Blatter im Visier haben. Er sprach von diesbezüglichen „Initiativen“, die jetzt an ihn „herangetragen werden“. Unbescheiden wie er ist, sagte er aber auch: „Wenn wir einen Nobelpreis bekommen sollten, dann gebührt dieser der gesamten FIFA und nicht einem Mann.“ Falls die Auszeichnung aber doch direkt an ihn gehen würde? „Dann würde ich ihn nicht ablehnen. Natürlich nicht. Das gehört sich doch nicht.“



Exklusive Opernhäuser?

Kommentar der ÖH-Bundesvertretung

Nicht nur im Studien-Stress spitzt sich die Lage angesichts des nahenden Sommers zu, auch bildungspolitisch braut sich was zusammen. Beatrix Karl hat Anfang April drei sogenannte „124b Anträge“ in Begutachtung geschickt. Karl will den Zugang in Publizistik, Architektur und auf der Wirtschaftsuniversität beschränken und lässt auch sonst nichts unversucht, um aus den Universitäten jene exklusiven Opernhäuser für eine kleine Elite zu machen, die sie immer wieder in der Öffentlichkeit fordert.



Eva Maltschnig, Thomas Wallerberger, Sigrid Maurer, Benedikt Rust

Wir setzen alles daran, die für uns klar rechtswidrigen Anträge zu bekämpfen und der Ministerin klar zu machen, dass am offenen, freien Hochschulzugang nicht zu rütteln ist.

Gleichzeitig befindet sich der von Amtsvorgänger Hahn auf Druck der Studie-

renden eingeläutete Hochschuldialog auf halber Strecke. Während die Ministerin damit beschäftigt ist, für Studiengebühren und Zugangsbeschränkungen zu werben, ist im Dialog der HochschulpartnerInnen von mehr Studierenden und einer Verbesserung der Studienwahl die Rede. Es bleibt aber weiterhin abzuwarten, ob brauchbare Ergebnisse erarbeitet werden und vor allem ob die Ministerin sie dann auch umsetzt.

Wenn es um eine Verbesserung der Studienwahl geht, verlassen wir uns natürlich nicht auf das Ministerium. Das zeigt das neu eingerichtete Referat für Studien- und MaturantInnenberatung der ÖH-Bundesvertretung. Das motivierte Team startet mit der Weiterführung des erfolgreichen Projekts *Studieren Probieren* in die Referatsarbeit – wir wünschen ihnen viel Glück dabei.

Euch wünschen wir viel Glück bei der Suche nach Motivation im Übergang zwischen vorlesungsfreier Zeit und Sommersemester-Endzeit-Stress. Und wenn gar nichts mehr geht: Entspannen wir uns doch zur Abwechslung mal in der Oper und träumen einen Sommernachtstraum von demokratischen Hochschulen.

KURZMELDUNGEN

Visible

In den Jahren 1998 – 2000 wurden von jungen Mitarbeiterinnen der *Lagergemeinschaft Ravensbrück* in Zusammenarbeit mit dem *Institut für Konfliktforschung* Videointerviews mit Überlebenden des KZ Ravensbrück aufgezeichnet. Insgesamt wurden dabei über 200 Stunden Geschichte gesammelt. Ziel des Projekts *VISIBLE* war es, den Blick auf die Spätfolgen der Verfolgung und Internierung durch das NS-Regime auszuweiten. Heraus kamen mehrere Filme, die in Wien und Graz gezeigt werden.

Mehr Infos: www.oeh.ac.at (Referat für feministische Politik)

Die neuen Broschüren sind da

Mit Beginn des Sommers gibt es nun auch wieder neues Informationsmaterial für Studierende. Nachdem im Wintersemester schon einige Broschüren neu aufgelegt wurden, finden sich jetzt neben der Sozialbroschüre – diese bietet Information zu Förderungen, Versicherungen, Beihilfen und ähnlichem – auch die *barrierefrei studieren* Broschüre und der Frauenkompass in neuem Gewand wieder und sind ab sofort im ÖH-Büro in eurer Nähe zu haben.

Oder du bestellst sie direkt auf: www.oeh.ac.at

FH-Recht

Wie genau funktionieren Lehrveranstaltungsanrechnungen? Wie müssen meine Prüfungen organisiert sein? Wo kann ich mich beschweren, wenn ich mich ungerecht behandelt fühle? Viele wichtige Fragen, die für FH-Studierende nicht einheitlich geregelt sind, sondern in der Hand der Studiengangsleitung liegen. Das FH-Referat der ÖH informiert nun alle FH-Studierenden mit einer österreichweiten Kampagne über ihre Rechte und wie die ÖH ihnen bei der Durchsetzung dieser Rechte hilft.

Mehr Infos auf: www.fh-recht.at

Vom prallen Leben in der Sardinienbüchse

Rund jedeR zehnte StudentIn in Österreich lebt in einem StudentInnenheim. Ein Pro und Contra rund ums Leben fernab vom familiären Heim.

PRO

KAROLINE WENIG

Wer nicht gerade drei Zimmer plus Küche für sich alleine sucht, der/die kann auch im „Studentenheim“ glücklich werden. Für rund € 250 pro Monat kann im Studierendenheim eine günstige Bleibe gefunden werden. Ein paar Quadratmeter für sich alleine, schon möbliert, oft eine eigene Küche und ein kleines Bad mit Dusche, hier lässt es sich als StudentIn gut leben. Wem die Ausstattung im Zimmer nicht gefällt, der/die kann mit Kleinigkeiten wie Postern oder Vorhängen viel bewirken und einen persönlichen Touch in die eigenen vier Wände bringen.

Anschluss findet jedeR schnell! Später kann dann ja immer noch in eine Wohngemeinschaft gezogen werden, denn das ist nicht viel teurer. Ob in der Gemeinschaftsküche oder auf dem Gang, es findet sich schnell eine Person für einen kurzen Plausch. Die interessanten Neuigkeiten und Infos werden hier sofort ausgetauscht, denn auf engem Raum verbreiten sie sich im Nu.

Optimal ist auch, dass im Mietpreis die Benützung von Küche, somit Wasser, Strom, Internet (unterschiedlich) und auch Waschmaschinen im Preis mit inbegriffen sind. Einige StudentInnenheime offerieren auch einen Lernraum, einen Fitnessraum oder eine heimeigene Sauna. Mit einigen Annehmlichkeiten des StudentInnenheims kann nicht jede Wohnung mithalten. Wer jedoch Ruhe und Frieden wünscht, kann hinter sich die Türe zumachen, die Flucht ergreifen oder sich mit Ohrstöpsel rüsten.

Für Ordnung auf Gängen und in Gemeinschaftsküchen ist die Heimverwaltung zuständig. Somit kümmert sich hier das Heimpersonal um die Sauberkeit und das optische Erscheinungsbild der Gemeinschaftsräume – in manchen Fällen auch um das der Zimmer.

Die Autorin studiert Publizistik und Romanistik in Wien.

CONTRA

ALEXANDER LEHNER

Von der Heimparty dringen hämmernde Beats an meine kläglich durch Ohrstöpsel geschützten Ohren. Der schlaftrunkene Blick zum Wecker offenbart, dass es bereits vier Uhr morgens ist. In ein paar Stunden werde ich mich widerwillig aufraffen, zur Uni schleppen und diese eine Prüfung schreiben, für die ich schon wochenlang am Büffeln bin. Leise verwünsche ich mein Zehn-Quadratmeter-Zimmer direkt über dem Gemeinschaftsraum des StudentInnenheims und drehe mich im Bett auf die andere Seite – wobei ich fast von der schmalen, steinharten Matratze falle.

Nach einer Weile nicke ich endlich wieder ein, nur um kurz darauf von alkoholschwangerem Gegröle aus der Küche aus dem Schlaf gerissen zu werden. Meine überaus rücksichtsvolle Mitbewohnerin zieht sich schließlich doch mit ihrer Party-Eroberung auf ihr Zimmer zurück. Die papierdünnen Wände garantieren,

dass ich trotzdem kein Auge zumache. Quasi Porno-Kino für Blinde, erste Reihe fußfrei.

Zugegeben, dieser leicht überzeichnete Erfahrungsbericht entspricht nur bedingt dem Alltag im StudentInnenheim – das Heimleben generell kann noch viel schlimmer sein. Die oft mit Billigmöbel lieblos ausgestatteten, sardinienbüchsen-großen Heimzimmer lassen Gefängniszellen als attraktive Alternative erscheinen. Dabei können sich jene noch glücklich schätzen, die ihr Zimmer zumindest für sich alleine haben. In Doppelzimmern bietet allerhöchstens das Bad noch ein leidges Stück Privatsphäre. Verdreckte Gemeinschaftsküchen, überlastete Internetzugänge, verwüstete Fitnessräume und nervige (Zimmer-) NachbarInnen können das Heimleben ebenso zur Hölle machen.

Mein Tipp: Besser Zeit und Nerven in die Wohnungssuche investieren.

Der Autor studiert Journalismus und Politikwissenschaft in Wien.

Flexibilität, Toleranz und Kompromissbereitschaft

Das Leben in einem Studierendenheim ist für manche StudentInnen eine tolle Möglichkeit, neue Kontakte zu knüpfen und Partys zu feiern. Für andere wiederum stellt diese Art des Wohnens hohe Ansprüche an die eigene Toleranz. Das PROGRESS hat Studierende befragt, wie sie ihre Wohnsituation im StudentInnenheim einschätzen.



Martin Schönberg, WIST-Heim Ghegagasse, Graz.

(M)ein Leben im Studiwohnheim erfordert einerseits ein hohes Maß an Geduld, Flexibilität, Toleranz und Kompromissbereitschaft; Es bedeutet aber auch Abwechslung, viele neue Kontakte und Freundschaften.



Ulrike Profanter, Studierendenwohnheim Sensengasse 2b, Wien.

Grundvoraussetzungen, um in einem Studiwohnheim überleben zu können: Eine gehörige Portion Nächstenliebe, Toleranz und ein klein wenig biologische Begeisterungsfähigkeit für allerlei Züchtungen aus der Gemeinschaftsküche.



Alexander Zach, WIHAST-Heim Laudongasse, Wien.

Das Leben im StH Vindobona ist schon etwas Eigenes und Prägendes. Zwar ist es nicht besonders modern und die Zimmer sind sehr klein, aber durch seine Zentrumsnähe macht es das wieder wett.

Schotten dicht!

Das Leitmotiv von Beatrix Karls Amtszeit hat sich in den letzten Monaten immer deutlicher gezeigt: Der offene Hochschulzugang soll beendet werden. Mit oder ohne Koalitionspartnerin, mit oder ohne gesetzliche Grundlage und gegen die Studierenden.

EVA MALTSCHNIG

Ausgerechnet den Karfreitag hat sich Beatrix Karl ausgesucht, um die Anträge auf Zugangsbeschränkungen nach § 124b des Universitätsgesetzes 2002 in den Fächern Publizistik, Architektur und der Wirtschaftsuniversität Wien in Begutachtung zu schicken.

Konsequent beschränken. Karls Position zu Zugangsbeschränkungen zieht sich konsequent durch ihre politische Karriere. Bereits als Wissenschaftssprecherin der ÖVP setzte sie sich für die Abschaffung des offenen Hochschulzugangs ein. Wenig verwunderlich forciert Karl auch als Ministerin Schranken an den Unis. „Die Regelung des Hochschulzugangs sei zwar nicht die eleganteste Lösung, aber eine notwendige, um die Probleme der Massenuniversität zu lösen“, war in einer ihrer ersten Presseaussendungen als Ministerin zu lesen.

Mit dieser Position steht sie den Interessen der Studierenden diametral entgegen, doch andere PlayerInnen im Hochschulbereich fordern und fördern dieses Anliegen. Allen voran steht Christoph Badelt, ehemaliger Chef der Rektoren, Karl zur Seite. Badelt versucht, Zugangsbeschränkungen zu einer Frage der Gerechtigkeit umzudeuten: Immer wieder wirft er Argumente wie eine sozial selektive Sekundarstufe, deren negative Effekte nicht durch offenen Zugang zu Hochschulen ausgeglichen werden könne, oder die ungerechten Knock-Out Prüfungen im ersten Abschnitt, die aufgrund von Kapazitätsproblemen an der WU Wien rund 80 Prozent der Studierenden vor Beginn des zweiten Abschnitts eliminieren müssen, in die Wagschale.

Auffallend ist die Intensitätssteigerung seiner Forderungen nach Beschränkungen seit der Abschaffung der Studiengebühren – brachte einst jede Inskribentin und jeder Inskribent der WU bares Geld, bleibt mit der heutigen Regelung nur ein großer Verwaltungsaufwand. Was Badelt in seinen Argumenten ebenso verschweigt, ist die Problemlosigkeit, mit der der Rektor fast eine halbe Milliarde Euro für den prestigeträchtigen Neubau der WU ausverhandeln konnte, doch eine Anhebung der Kapazitäten für die Lehre wird als unmöglich abqualifiziert.

Welchen Weg die Wirtschaftsuniversität in ihrer Zulassungspolitik einschlagen möchte, ist aufmerksamen LeserInnen seit Abschluss der letzten Leistungsvereinbarungen zwischen WU und Ministerium klar. Auf Seite drei des im Dezember letzten Jahres von Generalsekretär Faulhammer und Rektor Badelt unterzeich-

neten Papiers wird als Maßnahme zur Verbesserung der Betreuungsrelation festgelegt: „In diesem Zusammenhang wird die WU einen Antrag nach § 124b (6) UG stellen.“ Das scheinbar neutrale Management-Tool „Leistungsvereinbarung“ wird zum Grundstein politischer Entscheidungen.

Notfallparagraph. Der Paragraph 124b im Universitätsgesetz ermöglicht eine Beschränkung des Hochschulzugangs für bestimmte Studienrichtungen unter folgenden Voraussetzungen: Die Studienrichtung muss von einem deutschen Numerus Clausus Studium betroffen sein, alle Universitäten, an denen die Studienrichtung angeboten wird, müssen den Antrag gemeinsam stellen, und die Studienbedingungen müssen durch die „erhöhte Nachfrage ausländischer Staatsangehöriger“ unverträglich sein. Wenn diese Bedingungen erfüllt sind, kann die Bundesregierung eine Verordnung über die Zahl der zuzulassenden StudienanfängerInnen festlegen, diese Zahl darf aber nicht unter dem Durchschnitt der Studierenden der letzten drei Jahre liegen.

Vor allem der Antrag der WU liegt außerhalb jedes gesetzlichen Rahmens: Die WU hat als einzige Uni für jene Studienrichtung, in der vornehmlich (internationale) BetriebswirtInnen ausgebildet werden, einen Antrag gestellt. Die Anzahl ausländischer Studierenden an der WU ist in den letzten Jahren prozentual gesunken, das geht sogar aus den Daten im Antrag hervor. Und die Beschränkung der Erstsemestrigen auf 3.600 Studierende würde eine deutliche Reduktion der Studierendenzahlen bedeuten.

Kein Grund für die Ministerin, den Antrag abzulehnen, im Gegenteil. Nachdem die Koalitionspartnerin SPÖ Ablehnung für die Anträge in der Architektur (kein signifikanter Anstieg ausländischer Studierender) und der WU signalisierte, schickte die Ministerin die Anträge trotzdem in Begutachtung – sie wolle die Koalitionspartnerin während der Begutachtungsphase noch überzeugen.

Hinter den Kulissen sind einige verwundert: Weniger Anträge als erwartet wurden gestellt. Doch Ministerin Karl arbeite daran, das so schnell wie möglich zu ändern. Bei Terminen mit Rektoren halte sie konsequent dazu an, so viele Anträge auf Zugangsbeschränkungen wie möglich zu stellen. Am Ende ihrer Mission stünde dann ein Hochschulraum mit flächendeckenden Zugangsbeschränkungen und zentral gesteuerter Planung der Studierendenzahlen.

Notfallprotest. Was für die Ministerin ein erstrebenswertes Ziel ist, bedeutet für viele Ma-



Foto: Bischof

Beatrix Karl lässt „124b-Anträge“ prüfen.

nantInnen das Ende der tertiären Ausbildung, bevor sie überhaupt begonnen hat. Für jene kritischen ÖHs und protestierenden Studierenden, die im Herbst ein Window of Opportunity im Hochschulbereich öffneten und für demokratische und offene Hochschulen kämpften, ist das eine inakzeptable Entwicklung, der auf geeignete Art und Weise Widerstand entgegengesetzt werden muss. Revolutionen sind nicht planbar, doch das Hochschulsystem hat dringend eine nötig, denn die momentane Politik bedeutet eine rückwärtsgerichtete Reform. Der erste Schritt für eine Verbesserung der Situation an den Hochschulen ist eine Ablehnung aller 124b-Anträge durch die Regierung, eine Rücknahme der Budgetkürzungen im Bildungsbereich und eine deutliche Aufstockung der Unibudgets durch kluge einnahmenseitige Refinanzierung ohne konsumbremsende Massensteuern. Rationalen Argumenten scheinen Ministerin Karl und die ÖVP nicht zugänglich zu sein – scheinbar müssen erst Hörsäle besetzt werden, damit Veränderung möglich wird. ▶

Die Autorin studiert Sozioökonomie und Kunstgeschichte in Wien.

Romana Kollmann im Gespräch mit Reinhard Christl.



Garantien kann ich nicht bieten

Journalismus ist seit jeher eine Branche, die Studierende anzieht. Die Fachhochschule Wien startet im kommenden Herbst ein neues Journalismus-Masterstudienprogramm. Das PROGRESS sprach mit Institutsleiter Reinhard Christl über das Pro und Contra einer solchen Ausbildung.

PROGRESS: Was macht den Journalismus-Master für Studierende interessant?

REINHARD CHRISTL: Das Masterstudium bietet die Möglichkeit, das Fachwissen, das Studierende aus einem abgeschlossenen Bachelor-Studium mitbringen, durch eine akademische Journalistenausbildung zu ergänzen. Es ermöglicht den Studenten eine praxisnahe Berufsausbildung.

Bei welchen Bachelor-Studien ist es Ihrer Meinung nach sinnvoll, einen Journalismus-Master anzuhängen, beziehungsweise wem würden Sie davon abraten?

Grundsätzlich gibt es keine Einschränkungen. Natürlich gibt es aber prädestinierte Studiengänge, die sich auch ganz logisch ergeben. Wirtschaftsjournalisten und Journalisten, die sich im Bereich der Politik perfekt auskennen, werden immer gefragt sein. Insofern ist es natürlich sinnvoll, ein Wirtschafts-, Geschichte- oder Politikstudium mit dem Master aus Journalismus zu verbinden. Auch Juristen und Mediziner sind sehr gefragt, genauso aber auch Leute mit einem abgeschlossenen Technikstudium. Was allerdings alle gemeinsam haben müssen ist eine wirkliche Leidenschaft für den Beruf Journalismus. Davon abraten würde ich jenen Personen, die lediglich die Lust verspüren, einmal in den Journalismus reinzuschmecken.

Der Master-Studiengang dauert vier Semester. Angesichts der Tatsache, dass man sich journalistisches Wissen in der Praxis sehr schnell selbst aneignen kann, stellt sich natürlich die Frage, welche Vorteile man aus einer akademischen

Ausbildung im Vergleich zu einer praktischen zieht?

Das mit der schnellen Selbstausbildung stimmt in gewisser Weise. Das Master-Studium soll aber auch gar nicht die Praxis ersetzen, die man im Berufsleben erlernt. Es bietet vielmehr die Möglichkeit, sämtliche Sparten des Journalismus kennenzulernen. Sowohl jene des Print-, als auch die des TV-, Radio- und Online-Journalismus.

Der Online-Journalismus wird ja in den kommenden Jahren eine immer größere Rolle spielen. Einige prophezeien bereits das Aussterben der Printmedien. Welche innovativen Ansätze bietet die FH hier?

Es ist schwierig, zu diesem Thema bereits konkrete Lösungsansätze vorzulegen. Der Online-Journalismus ist eine sehr junge Art des Journalismus und dementsprechend schwer ist es auch, eine fundierte Ausbildung dafür zu bieten. Wir werden allerdings mit Spezialisten aus der Branche zusammenarbeiten.

Das lässt die Krisen-Frage offen. Was wird Ihrer Meinung nach aus den Printmedien? Hat es denn überhaupt noch Sinn, sich in diese Richtung zu orientieren?

Ich glaube nicht an ein komplettes Aussterben der Printmedien. Natürlich wird ihre Anzahl zurückgehen, da die Konkurrenz aus dem Internet groß ist. War es früher üblich, Immobilien oder Autos in Zeitungen anzubieten, so geschieht dies nun vorwiegend im Internet. Insofern wird es für Zeitungen schwieriger werden, die notwendigen finanziellen Mittel aufzubringen.

Neben der Krise, die den Journalismus an sich betrifft, gibt es ja noch eine zweite: Jährlich wächst die Zahl der Publizistik-AbsolventInnen, die Printmedien müssen aber sparen – wie steht es denn um die Jobchancen als JournalistIn?

Nun, wie bereits gesagt. Der Journalismus ist eine Berufssparte, die man leidenschaftlich betreiben muss. Entscheidet man sich dafür, weil man sich Reichtum erwartet, oder einfach Freude am Zeitunglesen hat, wird man vermutlich eine Enttäuschung erfahren. Man muss mit dem Hauch des Weltverbessers ausgestattet sein, um in diesem Beruf glücklich zu werden. Mit der richtigen Ausbildung, einer gewissen Risikobereitschaft und der nötigen Leidenschaft wird man mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht ohne Arbeit enden. Man muss allerdings auch damit rechnen, dass es sich bei der Bezahlung nicht immer um große Summen handeln wird. Auf jeden Fall werden Qualitätsjournalisten auch dann gefragt sein, wenn es im Internet einem jeden möglich sein wird, journalistisch tätig zu sein. Davon kann man ausgehen.

Es gibt an Fachhochschule Wien auch einen Bachelor-Studiengang für Journalismus. Wie viele der AbsolventInnen haben es denn tatsächlich in ein Angestelltenverhältnis geschafft, und wie viele arbeiten noch freiberuflich?

Konkrete Zahlen habe ich da nicht. Ich kann aber sagen, dass die Abgänger der ersten beiden Jahre zu einem hohen Prozentsatz eine Karriere in einem Angestelltenverhältnis begonnen haben. Und das auch bei renommierten österreichischen

Tageszeitungen. In den darauffolgenden Jahrgängen war dies nicht mehr ganz so der Fall. Dementsprechend schlechter fällt daher auch die Karrierebilanz aus.

Wir sprechen beim Masterstudium von 34 freien Plätzen pro Jahr, was also im besten Fall auch 34 AbsolventInnen wären. Ein Zuwachs von 34 JournalistInnen pro Jahr wäre wohl auch bei einem massiven Rückgang der Arbeitsplätze kein Problem, aber wie sieht das Ganze angesichts der tausenden Publizistik-AbsolventInnen aus?

Der Master-Studiengang bildet Qualitätsjournalisten aus. Mit einer derartigen Ausbildung fällt es bestimmt leichter, einen Beruf zu ergreifen. Ich möchte Publizisten auf keinen Fall abwerten, aber unter den vielen Absolventen befindet sich nur eine Hand voll zukünftiger Journalisten. Und diese wenigen, die die nötigen Qualifikationen besitzen, diese werden sich dann mit unseren Absolventen die freien Arbeitsplätze teilen müssen.

Das heißt, der Master-Studiengang kann keine Garantie für einen Job bieten?

Nein, Garantien kann ich und auch sonst niemand selbstverständlich nicht bieten. Aber ein Absolvent hat die besten Chancen, mit abgeschlossenem Master einen journalistischen Beruf ergreifen zu können. Vor allem, weil schon während der Ausbildung dafür gesorgt wird, dass man auch in der Praxis tätig ist.

Das Interview führte Romana Kollmann.

Infos: www.fb-wien.ac.at

Schule neu gedacht

Die Diskussionen über Schulreformen beschränken sich meist darauf, welche Inhalte gelehrt werden sollen. Die Reduzierung der Schule auf reine Wissensvermittlung wird jedoch in unserer Informationsgesellschaft ad absurdum geführt.

REFERAT FÜR PÄDAGOGISCHE ANGELEGENHEITEN
DER ÖH-BUNDESVERTRETUNG

Schule ist immer ein Produkt ihrer Zeit, in Österreich ist sie jedoch das Produkt einer längst vergangenen Zeit. Ihr Grundkonzept stammt aus der Monarchie, ihre Rituale haben sich seither nicht maßgeblich weiterentwickelt. Doch unsere Gesellschaft ist längst eine andere.

1774 führte Maria Theresia die Allgemeine Schulordnung und mit ihr die Schulpflicht ein. Die ersten Lehrer waren häufig ausgemusterte Unteroffiziere der Armee, der Unterricht wurde daher stark von den Disziplinvorstellungen des Militärs geprägt und Gehorsam war oberstes Bildungsziel. Ausgehend von Großbritannien entwickelten sich im Zeitalter der Industrialisierung neue Prioritäten: Die Schule sollte möglichst viele normierte Arbeitskräfte für den Einsatz am Fließband hervorbringen.

Schule neu definieren. In unserer „globalisierten Wissensgesellschaft“ sind diese Bildungsziele längst überholt. Wissensvermittlung ist in dieser Informationsgesellschaft durch den fast unbeschränkten Zugang zu Informations- und Wissensbeständen per Medien, unter anderem durch Internet und Bücher, dynamischer und vielfältiger als damals. Nicht nur deshalb muss Schule neu gedacht werden. Das Konzept einer homogenen Gesellschaft entspricht nicht mehr den heutigen Anforderungen, multikulturelle Vielfalt muss als Bereicherung wahrgenommen werden. Individualität und Selbstverantwortung sind die Schlagworte unserer Zeit und die Basis für einen innovativen und richtungweisenden Denkansatz. Dafür braucht es eine Neudefinition und vor allem Weiterentwicklung von Schule.

Bildung ist als öffentliches Gut vom Staat allen zu garantieren. Soziale Chancengleichheit kann nur durch staatlich garantierten Bildungszugang sowie durch ein öffentliches Bildungssystem hergestellt werden. Damit verbunden ist die Verantwortung des Staates, durch öffentliche, kostenlose Bildungseinrichtungen vom Kindergarten bis zur Hochschule jeder Person qualitätsorientierte Bildung zugänglich zu machen.

Neue Anforderungen. Neue Anforderungen an die Schule, aber auch an Kinder und Jugendliche, lassen die Frage aufkommen, ob die halbtägig organisierte Schule den veränderten Bedingungen von Familie einerseits, als auch den zunehmenden Wissensanforderungen an die Kinder andererseits gerecht wird.

Die konventionellen Schulstunden sowie die ständig steigenden Leistungsanforderungen bieten Kindern oft zu wenig Raum, um den entsprechenden Lernprozessen ausreichend Zeit zu geben. Ein erweitertes Zeitbudget durch eine ganztägige Schulform macht eine flexible Unterrichtsplanung möglich. Die Rhythmisierung des Schulalltages ermöglicht, der physiologisch schwankenden Leistungsbereitschaft der Kinder entgegenzukommen.

Lebensraum Schule. Schule ist einer der wichtigsten Lebensbereiche. Schule braucht eine Organisation, die für Kinder konzipiert und an ihren Lern- und Lebensbedürfnissen orientiert ist. Die Ganztageschule kann in einem reformpädagogischen Sinn die Gesamtpersönlichkeit des Kindes wahrnehmen und fördern.

Je vielfältiger die eingesetzten Lehr- und Lernmethoden sind und je mehr Sinne dabei angesprochen werden, desto nachhaltiger sind Lernprozesse. Ganztägige Schulformen bieten die Möglichkeit, neuere Lehr- und Lernmethoden effizienter einzusetzen und über den ganzen Tag zu verteilen.

Die Förderung von Kindern – sowohl leistungsstarker als auch leistungsschwacher Kinder – bedarf der Individualisierung. Ganztageschulen können diese individuelle Förderung besser leisten als Halbtageschulen, die den Schwerpunkt im Vermitteln der Lerninhalte haben und weniger Wert auf das Üben, Festigen und Vertiefen des Gelernten legen. Viele Familien erleben Hausaufgaben und die Vorbereitung auf Schularbeiten und Tests als Stress. Im Konzept der Ganztageschule kann eine Synthese von Unterricht, Fördermaßnahmen und Schul- bzw. Hausaufgaben so gelingen und darüber hinaus verhindern, dass Schulstress nach Hause transferiert wird.

Sich selbst ausdrücken zu können, seine Bedürfnisse wahrzunehmen und in einem sozialen Kontext zu artikulieren, respektvoll miteinander umzugehen und Meinungsverschiedenheiten und Konflikte austragen zu können, gehören zu den grundlegenden Fähigkeiten eines jeden Menschen. Schule soll eine Gesellschaft im Kleinen sein, in der demokratisches Verhalten und die Mitwirkung an demokratischen Entscheidungsprozessen möglich ist.

Freizeitgestaltung in der Schule. Eine ganztägige Schule bietet im Bereich der Freizeitgestaltung vielfältige Chancen für Kinder. Freizeitpädagogik wird zur Lebens- und Kulturhilfe, wenn es nicht nur um Erholung, Entspannung und Spaß, sondern auch um den Aufbau und die Pflege sozialer Beziehungen und um Lebensplanung und Bildung im ganzheitlichen Sinn geht.

Lernumwelten. Dem „Wie“ des Lernens, den Rahmenbedingungen schulischen Lernens – beginnend von der Architektur der Schule bis hin zum konkreten Lernen lernen – wird kaum Beachtung geschenkt. Die zentrale Frage der Weiterentwicklung von Schule und Unterricht wird sein, wie Lehrerinnen und Lehrer zukünftig Lernumgebungen schaffen können, in denen mehrdimensionale Lernprozesse stattfinden können. Solche förderlichen Lernumwelten werden offene, kooperative und reformpädagogisch orientierte Lernformen mit Betonung auf Selbständigkeit und aktivem, selbstverantwortlichen Lernen ermöglichen.

All jene Punkte müssen bei einer Neuorientierung der „LehrerInnenausbildung Neu“ berücksichtigt werden und bilden die Basis, um den Herausforderungen unserer multikulturellen Gesellschaft im ausgehenden 21. Jahrhundert gerecht zu werden. In das Schulsystem der Zukunft bringt jedes Kind seine kulturellen und individuellen Stärken mit, die das Schulleben sozial und emotional bereichern und globales Lernen unterstützen.

Das Referat für pädagogische Angelegenheiten erreichst du unter Tel: +43 (0) 1/ 310 88 80 - 38, Fax: - 36, sowie unter paedref@oeh.ac.at.

Grafik: Bischof



Die moderne Schule braucht Bildung ohne Autorität.

Service, das hilft!



Rückzahlung Familienbeihilfe

Um im ersten Studienjahr Familienbeihilfe beziehen zu können, reicht vorerst die Aufnahme als ordentliche HörerIn. Damit der Bezug auch in den folgenden Semestern weiterläuft, muss nach dem ersten Semester ein Leistungsnachweis von 8 Semesterwochenstunden oder 16 ECTS-Punkten erbracht werden. Danach besteht der Anspruch für die Mindeststudiendauer plus Toleranzsemester. Bei einem Bachelorstudium sind es zwei Toleranzsemester, bei Master- und Doktoratsstudien ist es ein Toleranzsemester und bei Diplomstudien ist es ein Toleranzsemester pro Abschnitt. In letzter Zeit verlangen

einige Finanzämter am Ende dieser Anspruchsdauer nochmals einen Leistungsnachweis und verlangen die Familienbeihilfe der letzten Jahre wieder zurück, wenn sie denken, dass du zu wenig gemacht hast. Der Verwaltungsgerichtshof sieht solche Rückforderungen aber nur in sehr wenigen Fällen als gerechtfertigt an. Solltest du also einen Rückforderungsbescheid des Finanzamts erhalten, setze dich so schnell wie möglich mit dem ÖH-Sozialreferat in Verbindung, um mögliche Vorgehensweise zu besprechen. *tac* ◀

Nähere Informationen findest du auf www.Studienberatung.at

Frist Studienbeihilfe: 15. Mai

Am 15. Mai endet wieder die Antragsfrist für die Studienbeihilfe. Wer es schafft, den Antrag bis zu diesem Datum einzureichen, bekommt (sofern die Entscheidung positiv ausfällt) die Studienbeihilfe ab Anfang des Semesters rückwirkend ausbezahlt. Alle, die ihren Antrag erst später stellen, bekommen die Studienbeihilfe erst ab dem Folgemonat.

ACHTUNG: Alle StudienbeihilfenbezieherInnen, die im Sommersemester 2009 ihr Studium begonnen haben, müssen bis zum 15. Mai ihren Leistungsnachweis erbringen.

Die notwendigen Unterlagen und Formulare findest du unter www.stipendium.at, wo die Studienbeihilfe auch online beantragt werden kann. Unter www.stipendienrechner.at kannst du überprüfen, wie viel Studienbeihilfe du in etwa bekommen würdest. Für alle Fragen oder Probleme steht dir natürlich das ÖH-Sozialreferat zur Verfügung. *tac* ◀

Nähere Infos bekommst du in deinem ÖH-Sozialreferat oder in der Studienbeihilfenstelle unter www.stipendium.at

Umweltsystemwissenschaften

Wir leben in einer globalisierten und vernetzten Welt, in der komplexe Problemstellungen verschiedenster Art auftreten. Besonders die Problembereiche von Mensch-Umwelt-Systemen erfordern interdisziplinäre Lösungsansätze. Das Studium der Umweltsystemwissenschaften zielt gerade auf diese Problemlösungskompetenz ab. Es beinhaltet einerseits eine fundierte fachspezifische Ausbildung in einer Disziplin und schafft andererseits den Freiraum, Grundlagen in anderen wissenschaftlichen Disziplinen zu erlernen. Zusätzlich eignen sich die Studierenden ein systemwissenschaftliches Fachwissen an, um verschiedenste Systeme analysieren, bewerten und modellieren zu können.

Besondere praktische Anwendung findet das angelegte Wissen in interdisziplinären Praktika. Diese Lehrveranstaltungen setzen eine große Eigeninitiative der Studierenden voraus, da die Studierenden dazu aufgefordert sind, die Lehrveranstaltungen selbst zu organisieren. Im Rahmen der interdisziplinären Praktika arbeiten Studierende mit unterschiedlichen Fachschwerpunkten an einer gemeinsamen Problemstellung und versuchen, diese mit systemischer Denkweise und interdisziplinärer Betrachtungsweise zu lösen. Falls Studierende die Fähigkeit, in einem interdisziplinären Team zu arbeiten, und zusätzlich zu ihrer fachlichen Kompetenz auch die Fähigkeit zur Vernetzung verschiedener Wissensgebiete erlernen wollen, bietet das Studium Umweltsystemwissenschaften dafür die optimalen Rahmenbedingungen. ◀

Florian Hold studiert Umweltsystemwissenschaften und BWL in Graz.

REFERATE DER ÖSTERREICHISCHEN HOCHSCHÜLERINNENSCHAFT

Referat für pädagogische Angelegenheiten

Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 38, Fax: - 36
paedref@oeh.ac.at

Referat für Fachhochschul-Angelegenheiten (bzw. Referat für Bildungspolitik)

Beratung: Dienstag 10 - 13 Uhr, Donnerstag 13 - 16 Uhr
Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 38, Fax: - 36
FH@oeh.ac.at, bipol@oeh.ac.at

Referat für Sozialpolitik

Sozialberatung: Dienstag 10 - 13 Uhr und 19 - 21 Uhr, sowie Donnerstag 13 - 16 Uhr
Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 29
sozial@oeh.ac.at

Wohnrechtsberatung: Dienstag 9 - 12 Uhr und Donnerstag 13 - 16 Uhr

Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 41
wohnrecht@oeh.ac.at

Sozialfonds: Dienstag und Donnerstag 10 - 12 Uhr

Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 22
sozialfonds@oeh.ac.at

Studien- und MaturantInnenberatung

Montag, Mittwoch: 13-16 Uhr
Dienstag, Freitag: 09-12 Uhr,
Donnerstag: 18-20 Uhr (Mit Schwerpunkt auf Studienberechtigungsprüfung und Berufsreifeprüfung)
Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 24 bzw. - 25
studienberatung@oeh.ac.at
Skype: OEH-Beratung

Burgenland und in Niederösterreich
Martin Olesch: +43 (0) 676/888 522 73
Martin.Olesch@oeh.ac.at

Stände bei Berufs- und Studieninformationsmessen und Koordination der Maturantinnen- und Maturantenberatung in Wien

Agnes Wühr: +43 (0) 676/888 522 92
Agnes.Wuehr@oeh.ac.at

Referat für internationale Angelegenheiten

Donnerstag: 10-13 Uhr
Tel: +43 (0) 1/310 888 0 - 95
Fax: +43 (0) 1/310 888 0 - 36
internationales@oeh.ac.at
Skype: internats_bv

Referat für ausländische Studierende

Tel: +43 (0) 1/310 88 80 - 65, Fax: +43 (0) 1/310 88 80 - 36
auslaenderInnenreferat@oeh.ac.at
Dienstag: 10-12 Uhr (englisch, türkisch, deutsch)
Donnerstag: 15-18 Uhr (englisch, spanisch, deutsch)
Freitag: 9-12 Uhr (englisch, spanisch, deutsch)

Referat für feministische Politik

Tel: +43 (0) 676/ 888 522 74
Fax: +43 (0) 1/310 88 80 - 36
frauenreferat@oeh.ac.at

Referat für Menschenrechte und Gesellschaftspolitik

Maria Clar: +43 (0) 1/310 88 80 - 46
oder +43 (0) 676/ 888 522 52
Mittwoch: 11-14 Uhr
maria.clar@oeh.ac.at

Julia Hofmann: +43 (0) 1/310 88 80 - 46
julia.hofmann@oeh.ac.at

PA alle Referate: Taubstummengasse 7-9, 1040 Wien

Politik



Maria Fekter und das Werkstattrollbrett

Kommentar von Stefan Hayden

Letztes Jahr jammerte Innenministerin Maria Fekter, dass die Polizei mit angezogener Handbremse im Golf unterwegs ist, während Kriminelle im Porsche fahren. Nach Ansicht der Ministerin soll der Golf getunt werden. Also rasch neue Methoden – wie die Vorratsdatenspeicherung – zulassen. Ab in die Werkstatt und den Golf tiefer legen. Schneller wird das Auto dadurch zwar nicht, aber zumindest könnte das Gefühl davon aufkommen. Ob das Tuning mit der Straßenverkehrsordnung vereinbar ist? Egal, Hauptsache schneller als die VerbrecherInnen. Dabei ist der Polizei-Golf schon ganz ordentlich aufgemotzt worden in den letzten Jahren: Rasterfahndung, Lauschangriff, Handyortung usw.

Zur Aufklärung von schweren Strafsachen stehen also genug Werkzeuge zur Verfügung. Jetzt soll aber durch die Vorratsdatenspeicherung jeder einzelne unbescholtene Bürger und jede Bürgerin auf Schritt und Tritt überwacht werden. Mit wem wird telefoniert? Wessen E-Mails landen im Posteingang? Welche Internetseiten werden besucht? Durch

dieses Wissen können Persönlichkeitsprofile erstellt werden, potentielle TäterInnen am besten gleich vorbeugend weggesperrt werden.

Es gab mal so etwas wie Grundrechte. 100-prozentige Sicherheit wird es aber nie geben. Wer wird nun mithilfe dieser ganzen gesammelten Daten erwischt? TerroristInnen, Mitglieder von kriminellen Organisationen? So wie sich unter EinbrecherInnen herumgesprachen hat, Handschuhe anzuziehen, sind Kriminelle auch in ihrem Kommunikationsverhalten darauf bedacht, keine verdächtigen Spuren zu hinterlassen. Die Möglichkeit, der Vorratsdatenspeicherung auszuweichen, gibt es. Der Rest wird überwacht. Es ist nur eine Frage der Zeit bis ein Leck auftritt und gesammelte Datensätze ausrinnen. So wie das bei der EKIS, dem Elektronischen Kriminalpolizeilichen Informationssystem, passiert ist. ◀

Mehr darüber erfährst du im Artikel auf Seite 14.

KURZMELDUNGEN

Weltweit 23.000 Atomwaffen

Russische und US-amerikanische Vertreter unterzeichneten jüngst in Prag ein Abkommen zur atomaren Abrüstung. Der Nachfolgevertrag des START-Abkommens von 1991 sieht eine Obergrenze von 1.550 atomaren Sprengköpfen pro Land vor. Die Zahl der Trägersysteme – Raketen, U-Boote und Flugzeuge – soll auf jeweils 800 sinken. Trotz der Reduzierungsvereinbarung lagern quer über den Erdball noch immer an die 23.000 Atomsprenghäupter. Neben den ehemaligen Supermächten Russland und USA verfügen auch Großbritannien, China, Frankreich, Indien, Pakistan, Nordkorea und Israel (nie offiziell bestätigt) über Atomwaffen.

China hilft Venezuela

China stellt Venezuela \$ 20 Milliarden für Investitionsprojekte zur Verfügung. Diplomatische VertreterInnen beider Staaten unterschrieben Mitte April in der venezolanischen Hauptstadt Caracas außerdem Vereinbarungen über Strom- und Ölprojekte in dem südamerikanischen Staat. Venezuelas Präsident Hugo Chavez machte keine genaueren Angaben darüber, für welche Zwecke die Finanzierung bestimmt ist. China ist jedoch schon länger in der venezolanischen Wirtschaft engagiert. Diplomaten vermuten, das chinesische Engagement solle nicht zuletzt Venezuela den Rücken gegenüber den USA stärken, die der Regierung Chavez feindlich gegenüberstehen.

Obama will Finanzmarktreform

Nach schweren Täuschungsvorwürfen gegen die US-Bank *Goldman Sachs* hat sich US-Präsident Barack Obama erneut für eine rasche Reform des Finanzmarktes ausgesprochen. Obama sagte Mitte April in einer Rundfunkansprache: „Die Finanzindustrie und ihre mächtige Lobby haben sich gegen den moderaten Schutz vor derartigen rücksichtslosen Risiken und schlechten Praktiken gewehrt, die zu dieser drastischen Krise geführt haben.“ Er appellierte an die Opposition, ein Gesetz zur staatlichen Regulierung der Banken rasch durch den Senat zu bringen. Die Republikaner und die meisten großen UnternehmerInnen lehnen Eingriffe ins Finanzsystem ab.

Zukunft: Gläserner Mensch? Wird uns die Technik zum Verhängnis?

Wer mit wem?

Schon bald soll das Kommunikationsverhalten aller ÖsterreicherInnen gespeichert werden. Wer hat uns das eingebracht?

STEFAN HAYDEN

Freitagabend im Wiener Museumsquartier, der Verein *quintessenz* hält seinen Stammtisch ab. Männer sitzen vor ihren Laptops und schweigen. Georg Markus Kainz, der Obmann des Vereines, trägt ein schwarzes T-Shirt mit einem Bundesadler, dem eine Überwachungskamera aus dem Hals wächst. *Big Brother Awards* ist zu lesen. Die Vereinigung setzt sich für die Wiederherstellung der BürgerInnenrechte im Informationszeitalter ein und verleiht jedes Jahr Negativpreise an Firmen, Behörden und Menschen, die sich besonders bei der Überwachung hervortun. Die Gruppe hat sich auch intensiv mit der Vorratsdatenspeicherung beschäftigt, also der Speicherung aller Telefon-, E-Mail- und Internetverbindungen der gesamten Bevölkerung, die schon bald in Österreich umgesetzt werden soll. „Ich sehe das große Problem, dass die PolitikerInnen – da sie von den BeamtInnen getrieben werden – nicht merken, welche gesellschaftspolitischen Nebenwirkungen das hat“, sagt Kainz. *quintessenz* hat eine Stellungnahme an das Ministerium geschickt. Sämtliche Kommunikationsdaten ohne konkreten Verdacht zu speichern, widerspreche den Grundrechten, heißt es in der Stellungnahme. „Wenn Leute sich nicht mehr trauen, etwas zu sagen oder wo anzurufen, weil sie Angst haben, dass das gegen sie verwendet wird, hat das massive Auswirkungen“, sagt Georg Markus Kainz.

Dickes Geld. Seit 20. November des Vorjahres liegt der Entwurf des Infrastrukturministeriums vor, der die Umsetzung einer EU-Richtlinie in nationales Recht bedeuten würde. Bis zum 8. April sind 189 Stellungnahmen im Ministerium eingetroffen. AbsenderInnen sind einzelne BürgerInnen, Standesvertretungen, NGOs, Firmen und Behörden. Es ist eine breite Front, die sich gegen die

Überwachung stellt. An der Umsetzung der Vorratsdatenspeicherung lässt das Ministerium jedoch keinen Zweifel. Noch vor Sommer soll es einen Regierungsvorschlag geben, sagt Walter Fleißner, Sprecher im Infrastrukturministerium. Derzeit werden die Stellungnahmen gesichtet, einzelne Punkte überarbeitet und mit dem Justizministerium verhandelt. „Wir sind ja nicht dagegen, dass der Staat oder die Polizei arbeiten kann“, sagt der Obmann von *quintessenz*, „nur diese gesamte Diskussion ist von der Industrie getrieben. Da gibt es ein paar Firmen, die wirklich dickes Geld verdienen.“

Ursprünglich wurde die Maßnahme von der Europäischen Union als Instrument zur Terrorbekämpfung verkauft. Doch im Text der Richtlinie 2006/24/EG ist eine Einschränkung auf TerroristInnen nicht mehr zu finden, stattdessen wird als Ziel der Überwachungsmaßnahmen angegeben: „Ermittlung, Feststellung und Verfolgung von schweren Straftaten.“ Was eine schwere Straftat ist, darf jedes Land selbst bestimmen.

EU-Kommission klagt Österreich. Vor vier Jahren beschlossen der MinisterInnenrat und das EU-Parlament diese Richtlinie, Pläne für ein derartiges Vorhaben existierten schon seit Jahren. Auch Österreich stimmte der Richtlinie zu. Die damals zuständige Justizministerin Karin Gastinger (BZÖ) gab ihr Einverständnis. Die einzelnen Mitgliedsländer der EU hatten bis zum 15. September 2007 Zeit, die Richtlinie umzusetzen. Österreich ist dem nicht nachgekommen. Deshalb hat die EU-Kommission im Mai 2009 eine Klage eingebracht. Vom laufenden Verfahren will man sich im Ministerium allerdings nicht unter Druck setzen lassen. „Diese Geschichte müssen wir in Kauf nehmen“, sagt Walter Fleißner. Zwei Tage zuvor reichte die Kommission eine Klage gegen Schweden ein, das die Vorratsdatenspeicherung ebenfalls

noch nicht gesetzlich geregelt hat. Schweden wurde mittlerweile vom Europäischen Gerichtshof verurteilt. Das Land muss allerdings nur die Prozesskosten zahlen und kein Bußgeld. Den ersten Anlauf in Österreich, das Vorhaben umzusetzen, gab es 2007 unter dem damaligen Infrastrukturminister Werner Faymann (SPÖ), er blieb jedoch erfolglos. Im Vorjahr nahm sich Doris Bures (SPÖ) als Nachfolgerin von Faymann der EU-Richtlinie an. Sie beauftragte das *Ludwig Boltzmann Institut für Menschenrechte*, gemeinsam mit anderen ExpertInnen einen Gesetzestext zu erarbeiten. Als die Ministerin heuer im März in der ORF-Pressestunde zu Gast war, nahm sie zum vorliegenden Entwurf Stellung: „Es geht hier um Grundrechtsfragen, daher sollte man nur das Mindestmaß umsetzen“, sagte Bures. Willkür und Missbrauch sollen mit dem Gesetz ausgeschlossen werden, und mögliche Strafzahlungen, die Österreich bei einer Nichtumsetzung drohen könnten.

Trifft die Falschen. Georg Markus Kainz glaubt nicht, dass Missbrauch bei so einem Vorhaben ausgeschlossen werden kann: „Der Missbrauch der Daten ist einkalkuliert. Alle Beteiligten, auch die BefürworterInnen, sagen im zweiten Satz immer, sie wissen, dass die Daten missbraucht werden.“ Das Problem sei, dass immer wenn Daten vorhanden sind, Begehrlichkeiten aus verschiedenen Richtungen entstehen, diese Daten einzusehen und

für eigene Zwecke zu verwenden. „Von Leuten, die Daten auswerten, wissen wir, dass der Einzelkostennachweis eines Handybenützers reicht, um zum Beispiel sagen zu können, ob jemand eine Freundin neben seiner Frau hat oder nicht“, sagt Kainz. Es reicht das Anrufverhalten zu kennen, Inhalte sind nicht notwendig. „So entstehen Gerüchte, es wird interpretiert.“ Unter den KritikerInnen des geplanten Gesetzes ist auch die PiratInnenpartei, sie fordert, das Gesetz nicht umzusetzen. Max Lalouschek, der die PiratInnenpartei vertritt, sagt, die geplante Vorratsdatenspeicherung erwische nicht diejenigen, für die sie gedacht sei: „Leute, die wirklich gegen den Staat vorgehen wollen, wissen die Lücken zu nutzen, kleine Provider sind ja von der Überwachung ausgenommen.“ Dass eine ungeliebte EU-Richtlinie umgesetzt wird, nur weil sie umgesetzt werden muss, glaubt er nicht. „Die Leute, die am Hebel sitzen, haben ein Interesse das umzusetzen. Nach dem Motto: Wir haben die technischen Möglichkeiten, jetzt machen wir das auch.“ In der Stellungnahme, die *quintessenz* an das Ministerium geschickt hat, steht am Schluss das Ersuchen, ein Gespräch zu führen, „um unsere Bedenken und Vorschläge detailliert zu erörtern.“ Ist es zu einem Termin in der Radetzkystraße gekommen? Kainz muss lachen: „Nein, leider nicht.“

Der Autor studiert Journalismus in Wien.



Foto: Barta

Über den Tod hinaus

Die Medien bedachten Johanna Dohnal nach ihrem Tod im Februar sowohl mit gütlichen Worten als auch mit harscher Kritik. Das spiegelt ihr Leben wider. Dohnal war stets eine Kämpferin.



Foto: Archiv

GEORG SATTELBERGER

Selten hat der Tod einer Politikerin in Österreich so viel Öffentlichkeit erregt. Kurz nachdem bekannt wurde, dass Johanna Dohnal nicht mehr lebt, überschlugen sich Würdigungen, Mitleidsbekundungen und Anteilnahmen. Das Spektrum reichte von tiefer Trauer bis hin zu gekränkter Abrechnung. Andreas Unterberger (ehemaliger Chefredakteur der Tageszeitung *Die Presse* und der *Wiener Zeitung*) schrieb in einem Blogbeitrag, Dohnal hätte den „größtmöglichen Schaden in der zweiten Republik angerichtet“. Eine Frau, die über den Tod hinaus die Gemüter von FreundInnen und FeindInnen so heftig bewegt, muss in ihrem Leben etwas richtig gemacht haben.

Einzementierung der Ungerechtigkeit. Die österreichischen 1950er und 60er Jahre noch einmal vor Augen gehalten, ergibt sich ein Bild, das heute fern jeder Realität scheint. Die öffentliche Sphäre war Männern vorbehalten, Frauen wurden ins Private gezwungen. Jede und jeder wusste, wo ihr beziehungsweise sein Platz zu sein hatte. Während weite Teile der Öffentlichkeit von Politik, den Medien, den Universitäten, den Schulen oder der Gesundheitsversorgung Männern vorbehalten waren, hatte der Platz vieler Frauen im Privaten bei der Kinderversorgung, Altenpflege und Hausarbeit zu sein. Der gesetzliche Rahmen zementierte die gängigen Vorstellungen über eine Arbeitsteilung der Geschlechter auch ausdrücklich ein. So galt etwa „der Mann“ per Gesetz als Hauptmann der Fami-

lie. Es stand ihm etwa zu, den Wohnort der Familie zu bestimmen oder der Ehegattin die Ausübung eines Berufs zu verbieten. Ohne Erlaubnis des Ehemanns hatten Frauen nicht die Möglichkeit, für das eigene Kind einen Passantrag oder eine Schulschreibung zu unterzeichnen. Im Falle einer Scheidung fiel das gemeinsame Vermögen automatisch dem Ehegatten zu, da angenommen wurde, das familiäre Vermögen sei von diesem erwirtschaftet worden. Für den Fall einer Auflösung der familiären Einheit fiel die Obsorge, sofern sie nicht an den Vater ging, zuerst der öffentlichen Amtsvormundschaft und erst dann der Mutter zu.

Vor dem Hintergrund dieser Zeit begann Johanna Dohnal, geboren 1939 in Wien, ihre politische Laufbahn. Der Kampf um die Fristenlösung (die Möglichkeit eines straffreien Schwangerschaftsabbruchs bis zur vierten Schwangerschaftswoche) verstärkte die Überzeugung von Dohnal, dass die österreichische Gesellschaft in Fragen der Geschlechtergerechtigkeit eine Durchlüftung braucht. Es galt nicht nur die zahlreichen rechtlichen Diskriminierungen von Frauen zu beseitigen, sondern auch die Fülle der Ungleichbehandlungen aufzuzeigen und diese aufzubrechen. Dabei war Dohnal davon überzeugt, dass dieser Kampf sowohl innerhalb und außerhalb von politischen Organisationen und Institutionen wie auch über die Grenzen politischer Parteilichkeit hinweg geführt werden muss. Dies galt nicht nur, aber vor allem auch, angesichts der immensen Kräfte, die einer geschlechtergerechten Gesellschaft entgegenstanden.

Aufbruch im Morgenrot. Die allgemeine Aufbruchsstimmung der 1970er Jahre in Österreich begünstigte den Kampf von Dohnal und ihrer MitstreiterInnen. Dohnal wurde 1979 als erste Staatssekretärin für „allgemeine Frauenfragen“ angelobt. Ausgehend von dieser Institution wurden nun sämtliche Gesetzesmaterien auf Geschlechterfragen hin überprüft, notwendige Veränderungen angestoßen, nationale Frauenberichte erstellt sowie Aktionen zur kritischen Meinungsbildung in der Öffentlichkeit organisiert. „Werkelfrau und Schlossermädl“, „Gleiche Lehrpläne für Buben und Mädchen“ oder die Aktion „Medienbeobachtungen“ waren einige der bekannteren von ihnen. Mitte der siebziger bis Anfang der neunziger Jahre wurden die meisten gesetzlichen Ungleichstellungen von Frauen beseitigt, das Koedukationsprinzip (geschlechterübergreifender Unterricht) fand Einzug in österreichische Schulen, außerdem wurden Frauenhäuser zum Schutz vor häuslicher Gewalt gegründet. Nachdem Dohnal 1990 schließlich als erste Frauenministerin angelobt wurde, schied sie 1995 nach einer Regierungsumbildung aus der aktiven Politik aus.

Strand finden unter dem Pflaster. Auch nach dem Tod von Johanna Dohnal ist der Kampf um die Gleichstellung der Geschlechter nicht zu Ende. Die Verteilung der Arbeit ist nach wie vor stark geschlechtlich gefärbt. Die Entlohnung für gleiche Arbeit, wie branchen- und geschlechterspezifische Lohnquoten deutlich zeigen, geht weit auseinander. Politische und universitäre Entscheidungsgremien sind in der Regel einseitig besetzt. Gerade in Bereichen der Mitgestaltung und Machtverteilung wundern Standpunkte wie solche von Andreas Unterberger nur auf den ersten Blick. Denn wie die ehemalige Frauenministerin einmal pointiert feststellte, bedeuten mehr Frauen in der Politik dort eben auch weniger Männer. Umgekehrt bedeutet dies aber vor allem auch, dass das Vordringen von Männern in traditionelle Arbeitsfelder von Frauen absolut notwendig ist. Auch um daran zu erinnern, dass die Aufhebung von geschlechterbezogenen Diskriminierungen eben alles andere als ein Gegeneinander-Ausspielen sei, sagte Johanna Dohnal einmal 2004: „Die Vision des Feminismus ist nicht eine ‚weibliche Zukunft‘. Es ist eine menschliche Zukunft. Ohne Macht- und Gewaltverhältnisse, ohne Männerbündelei und Weiblichkeitswahn.“

Der Autor studiert Internationale Entwicklung in Wien.

Das Erdbeben im April 2009 zerstörte große Teile der Stadt.



Foto: Sawerthal

Die Geister der Geisterstadt

Vor einem Jahr hat ein Erdbeben die italienische Stadt L'Aquila zerstört. Der Wiederaufbau geht zäh bis gar nicht voran. Wie sich die AquilanerInnen ihre Stadt zurück erschleichen.

ANNA SAWERTHAL

„**D**al silenzio al silenzio“ steht über dem Eingang des Theaters von L'Aquila – oder dem, was davon übrig ist. Gegenüber befinden sich die Ruinen der ehemaligen Schule, kaputte Fenster, bröckelnde Fassade. Wo vor einem Jahr Kinder aus dem Unterricht gelaufen kamen, ist heute kein Mensch mehr. Nach dem Beben mussten die AquilanerInnen ihre Stadt verlassen. Auf den Theatereingang haben sie die Höllentor-Verse aus Dantes Göttlicher Komödie geschrieben: „Durch mich geht man hinein zur Stadt der Trauer, durch mich geht man zu dem verlorenen Volke.“

Bis auf einen ausgewiesenen Weg zum Hauptplatz darf die Stadt niemand betreten. Ein zwei Meter hoher Metallzaun umgibt die zerstörte Stadt, die von SoldatInnen mit Maschinengewehren bewacht wird. Sie streifen die Absperrungen entlang, lehnen gelangweilt an ihren Fahrzeugen oder rauchen Zigaretten. Sie sollen dafür sorgen, dass kein Mensch zu den Ruinen von L'Aquila vordringt.

Die BewohnerInnen kehren zurück. An diesem Nachmittag durchbricht aber das Klappern von Stöckelschuhen die gespenstische Stille von L'Aquila. Um die Ecke kommt eine Frau mit schicker Sonnenbrille, ihre Hände in einen braunen Trenchcoat gesteckt. Flotten Schrittes geht sie auf den Metallzaun zu, blickt sich zweimal um und zieht den Zaun ein Stück zu sich. Dann zwingt sie sich wie selbstverständlich durch die schmale Lücke zwischen Absperrung und Hausmauer, putzt sich ihren Mantel ab und klappert weiter die verlassene Straße entlang. Frau Gennaioli geht „nach Hause“.

Genau ein Jahr ist es her, dass das Erdbeben im Zentrum Italiens die Stadt L'Aquila zerstört hat. Ein Jahr wartet die beschauliche Stadt auf dem Hügel der Abruzzen im eigenen Schutt darauf, aufgeräumt zu werden. 308 Menschen sind in der Nacht, als die Erde bebte, ums Leben gekommen. Frau Gennaioli und ihre Familie hatten Glück: Ihre Wohnung in der Via dei Sali blieb verschont.

Aus dem Fenster der alten Erdgeschoßwohnung winkt Großvater Gennaioli, wenige Sekunden spä-

ter kommt die Tochter um die Ecke gebogen. Sie und ihre Mutter küssen sich und fallen sich um den Hals. Da pfeift der Großvater leise durch die Finger und deutet schnell zum anderen Ende der Straße. Ein Soldat in knallgelber Warnweste blickt die Straße zu ihnen hinunter. Sofort springen die beiden in das kühle Stiegenhaus ihrer Wohnung. Leise lachen sie, als der Großvater sie mit einer Flasche Grappa in Empfang nimmt.

Das Erdbeben. Seit einem Jahr ist die Wohnung quasi unberührt. Die Familie ist nur einige Male seit der verheerenden Nacht heimlich heimgekehrt, um zu putzen. In der Spüle liegen Schwamm und Geschirrspülmittel, die Töpfe sind geordnet, auf dem Regal neben dem Esstisch liegen die Zeitungen von damals. 5. April, der Tag vor dem Erdbeben. „Wir hatten großes Glück“, erzählt Frau Gennaioli. „Um elf in der Nacht hatte die Erde bereits einmal stark gebebt, das hat vielen Menschen in L'Aquila das Leben gerettet.“ Sie flüchteten auf die Straße, die Gennaiolis überhaupt raus aus der Stadt. Die Familie besitzt ein zweites Haus etwa 20 Minuten außerhalb L'Aquilas. Um 3:32 Uhr fesselten sie die Erdstöße buchstäblich an ihr Bett. Niemand hat sich getraut, sich zu bewegen. Doch der eigentliche Schock kam erst tags darauf, als sie zurück in ihre Stadt kamen. „L'Aquila war eine einzige weiße Schlange, die langsam hin und her kroch.“ Der Schutt, die Asche, dazwischen blutüberströmte Menschen. „Wir waren umgeben von einem Geruch, den wir noch nie gerochen hatten und den wir wohl auch nie wieder riechen werden.“

Frau Gennaioli zeigt die hölzerne Kommode, die sie selbst babyblau gestrichen hat, das Schlafzimmer ihrer Kinder, die beide in diesem Haus mit ihrem Studium fertig wurden. Jeder Schritt, jeder Handgriff der Familie Gennaioli ist über Jahrzehnte erprobt. Das ist ihr Haus, hier sind sie zuhause.

Die Berlusconi-Häuser. Daran ändern auch die in Windeseile erbauten, erdbebensicheren Ersatzhäuser um L'Aquila nichts. Früher lebten etwa 80.000 Menschen in der Stadt, heute sind es 20.000, die sich am Rand der Stadt ein neues Haus schenken

haben lassen. Silvio Berlusconi wusste politisches Kapital aus dem Erdbeben zu schlagen. Mit Steuergeldern ließ der ehemalige Bauunternehmer das neue L'Aquila, „L'Aquila 2“, aus dem Boden stampfen. In jeder einzelnen Wohnung wartete gekühlter Champagner auf die neuen HausbewohnerInnen, mit bis zu € 1.500 Taschengeld im Monat wurde den Menschen sofort geholfen. Währenddessen verfällt das alte L'Aquila. „Man muss Berlusconi allerdings lassen: Er hat es geschafft, binnen einen Jahres eine neue Bleibe für 80.000 Menschen zu organisieren“, sagt Frau Gennaioli.

„Wir wollen unsere Stadt zurück.“ Doch viele AquilanerInnen werden unruhig. Während die Gennaiolis in ihrer alten Wohnung Erinnerungen austauschen, füllt sich langsam der Hauptplatz mit den AquilanerInnen, die heute am Jahrestag des Bebens zurückkehren und ihrem Unmut freien Lauf lassen: „Wir wollen unsere Stadt zurück“, steht auf dem großen Transparent am Piazza del Duomo. Für sie geht der Wiederaufbau viel zu langsam voran, sie wollen endlich heimkehren. Tatsächlich wurden im vergangenen Jahr nur einige wenige Häuser renoviert, bezeichnenderweise als erstes die zwei Banken am Hauptplatz. Einige AquilanerInnen leben noch immer in Hotels an der Adriaküste. „Verwendet die Steine neu: Das L'Aquila von gestern für das L'Aquila von morgen!“, fordern sie auf einem anderen Transparent. Ein älterer Italiener schüttelt nur den Kopf, wenn er nach seiner Stadt befragt wird. „Es ist ein Desaster. Eine militarisierte Stadt und kein Geld zum Wiederaufbau.“

In der Nacht zum 6. April werden sich 25.000 Menschen zum Gedenken versammeln, für einen Tag kehrt Leben in die Stadt zurück. Doch schon am Morgen, nach den Gedenkveranstaltungen werden hier wieder nur die SoldatInnen zurückbleiben, die darauf aufpassen, dass Menschen wie die Gennaiolis nicht in die verbotene Stadt eindringen. Das wird sie aber nicht davon abhalten, es trotzdem zu tun. ◀

Die Autorin studiert Journalismus und Tibetologie in Wien.

DOSSIER

A woman with curly blonde hair is captured in a dynamic pose, balancing on one leg. She is wearing a pink and purple tutu and a matching pink leotard. The background is a plain white wall, and the floor is covered with a colorful, translucent fabric in shades of pink, purple, and yellow. The text is overlaid on the image in a bold, green font.

Ein Leben für die Kunst

Sechs individuelle Zugänge



Die so gern verschwinden möchte

Bettina Földesi (25), Tänzerin und Performerin.

CORNELIA GIRARDI

21 und freischaffende Künstlerin? Dazu habe ich mich damals einfach nicht bereit gefühlt“, sagt Bettina Földesi, Tänzerin, seit Beginn des Interviews im Schneidersitz auf der noch kühlen Frühlingswiese sitzend. Sie tanzt seit sie sechs Jahre alt ist. Es beginnt mit Ballett und rhythmischer Sportgymnastik, mit 14 kommen Abendklassen in zeitgenössischem Tanz dazu, in der Schule mit Tanzschwerpunkt choreographiert sie selber. Nach der Matura beginnt sie in Salzburg am SEAD (*Salzburg Experimental Academy of Dance*) eine dreijährige Ausbildung zur zeitgenössischen Tänzerin. Mit 21 macht sie dort ihren Abschluss. Nach ihrer Ausbildung geht sie nach Wien, trainiert dort mittels eines Förderstipendiums des *Tanzquartier Wien* und macht Stücke.

Dann folgt allerdings die Krise. „Ich hatte nach meiner Ausbildung das Gefühl, gut, technisch bin ich vielleicht soweit. Aber von PerformerInnen wird erwartet, dass sie ihre Arbeit künstlerisch genau verorten

können, dazu muss man viel über Kunsttheorie, aktuelle Kunstschaffende und zeitgenössische Kunst wissen. Für mein Gefühl hatte ich damals definitiv noch nicht genug Zeit gehabt, mich theoretisch damit zu befassen. Jedenfalls wusste ich absolut nicht, was ich der Welt als Künstlerin eigentlich sagen will.“ So inskribiert sie Philosophie und will vom Tanz zwei Jahre lang nichts wissen: „Das war wie ein Ventil, um Druck abzulassen. Endlich einmal etwas machen, wo keiner etwas von mir erwartet. Einfach in der Masse von Studenten untergehen, wo jedem egal ist, was du tust.“

Kunst schaffen sei für sie schon immer mit starken Erwartungshaltungen verbunden gewesen. Zu Beginn ist es der starke körperliche Leistungsdruck in der rhythmischen Sportgymnastik. Als sie mit 14 zeitgenössischen Tanz entdeckt, erlebt sie zum ersten Mal, dass es nicht wichtig ist, wie dick oder dünn jemand ist, wie hoch die Beine sind. Vielmehr geht es darum, den eigenen Körper sinnvoll einzusetzen, zum Beispiel die Gravitation und das eigene Gewicht bei Sprüngen zu nutzen. Földesi, die unter den Sport-

gymnastInnen immer als „zu unbeweglich“ galt, ist fasziniert: „Ich habe plötzlich gemerkt, dass mein Körper nicht per se schlecht ist – er ist einfach so, wie er ist, und wenn ich ihn so nütze, wie er ist, kann ich mehr daraus kriegen.“ Als die junge Frau sich mit fortschreitender Zeit zunehmend mit Performance beschäftigt, merkt sie allerdings, dass du dich als KunstschaffendeR immer behaupten musst: „Du musst das, was du sagst, immer sehr wichtig finden. Was diesen Umstand betrifft, muss ich noch hart an mir arbeiten, um künstlerisch erfolgreich zu sein.“ Denn sie habe sich beim Training schon immer gern in die hintere Reihe gestellt, oder sehr lange den anderen zugehört, bevor sie ihre eigene Idee aussprach.

Auf der Bühne verschwinden. Ironischerweise plant die Tänzerin derzeit ein Projekt, das fast so wirkt, als greife es ihre Selbstzweifel auf: „Ich möchte in diesem Stück probieren, ob ich auf der Bühne verschwinden kann, obwohl ich körperlich anwesend bin.“ Bei genauerer Betrachtung ist aber zu erkennen, dass hier kein Zusammenhang besteht – viel-

mehr interessiert Földesi das Spiel mit der Bühnenpräsenz. Wenn sie selber Tanzstücke ansehe, falle ihr immer wieder auf, dass eine Tänzerin mit ihrer Präsenz eine gewisse Zeitspanne lang ihre volle Aufmerksamkeit fordere, dann aber würden als Zuschauerin irgendwann die Gedanken wieder abschweifen. „Mich interessiert genau dieser Moment, in dem die Präsenz der Tänzerin für die ZuschauerInnen verschwindet. Ob sich die Tänzerin durch gewisse inszenatorische Mittel zum Beispiel auch vor den ZuschauerInnen verstecken kann.“ Um das zu untermalen, erzählt sie von einem Tänzer, der fünf Minuten lang auf der Bühne nichts anderes tut, als mit den Beinen zu stampfen. „Je länger er das tut, umso mehr entzieht sich der Tänzer der Aufmerksamkeit des Publikums.“

Dass der Tanz als Bühnenkunst immer im Moment existiert, hat für Földesi Vor- und Nachteile. Einerseits sei er durch seinen vergänglichen Charakter weniger leicht zu vermarkten als zum Beispiel Kunstobjekte. Andererseits liege genau in dieser Vergänglichkeit der Zauber des Erlebens für TänzerIn und ZuschauerIn. Manchmal überlegt die junge Tänzerin auch, ob sie ohne den Tanz leben könnte. Sie weiß es noch nicht. „Aber ich weiß, dass mein Körper beim Tanzen auf der Bühne ganz genau weiß, was er zu tun hat. Ich bin dann in jeder Sekunde hundertprozentig anwesend. Nicht wie sonst, beim Kaffeekochen etwa, wo man mit den Gedanken auch nicht beim Kaffeekochen ist, sondern woanders. Es ist ein so Genau-Drinnen-Sein in sich selbst, dass man das Gefühl hat, frei zu sein ... das fällt mir dazu ein.“ ◀

KOMMENTAR DER REDAKTION

Was ist Kunst? *Wikipedia* sagt Folgendes: „Im engeren Sinne werden damit Ergebnisse gezielter menschlicher Tätigkeit benannt, die nicht eindeutig durch Funktionen festgelegt sind. Kunst ist ein menschliches Kulturprodukt, das Ergebnis eines kreativen Prozesses. Das Kunstwerk steht meist am Ende dieses Prozesses, kann aber seit der Moderne auch der Prozess selber sein.“

Weil uns diese Definition zu spröde ist, bedienten wir uns für das Dossier lieber eines Tom

Wolfe-Zitats: „Die moderne Kunst ist durch und durch literarisch geworden: Die Gemälde und anderen Werke dienen nur zur Illustration des Textes.“ (siehe auch Buchrezension S. 24). Wir wollten uns an seinen Worten ein Beispiel nehmen und baten sechs KünstlerInnen, das Wort Kunst über ihre eigene Biographie zu definieren.

Ob dieser Versuch erfolgreich war, davon könnt Ihr euch auf den folgenden Seiten selbst überzeugen. *red* ◀

Heute eben keine gute Kunst

Hyo Lee (26) studiert an der Universität für angewandte Kunst Fotografie.

CORNELIA GIRARDI

Waschbären sind für Hyo Lee das Größte. Auch bei der aktuell laufenden Ausstellung der 26-jährigen Fotografiestudentin im Wiener Eventlokal *Elektro Gönner* stehen die Bären mit den charakteristischen schwarzen Augenschatten im Mittelpunkt. Nicht mehr als die logische Folge einer seltsamen Leidenschaft: Tagelang schaut die gebürtige Koreanerin momentan YouTube-Videos von Waschbären, zeichnet sie, redet begeistert über ihre Eigenheiten. „Wenn ich einen Waschbär auf Papier zeichne, ist das für mich so faszinierend, dass ich es immer und immer wieder machen will.“ Die mittlerweile seit fünf Jahren in Wien lebende Hyo Lee ist überzeugt davon, dass alle KünstlerInnen von Zeit zu Zeit von Themen besessen sind: „Du weißt nicht, was es ist, aber du kannst nicht aufhören damit. Wenn du bis zum Schluss den Grund für deine Faszination, den Sinn in einer Sache nicht finden kannst, musst du aufgeben. Aber vorher brauchst du immer diese Phase des Übertreibens, Ausreizens.“

Den Grund für ihre Besessenheit von Waschbären kann Lee heute – zumindest teilweise – schon benennen: Sie zieht in ihrer künstlerischen Arbeit eine Analogie zwischen dem Verhalten von Waschbären und den „Party People“, jenen nachtaktiven, überwiegend destruktiv lebenden Mitgliedern der Party- und Späßgesellschaft, zu denen sie sich auch selbst zählt. „Wir beide, Waschbären und Partymenschen sind ständig auf der Suche nach etwas, obwohl wir es schon hatten. Bei den Waschbären ist es das Essen. Sie essen, essen, essen, ohne je zufrieden zu sein. Sie sind gierig, immer auf der Suche, und nehmen im Grunde alles, was sie kriegen können. Bei uns ist es dasselbe, nur sind wir eben auf der Suche nach mehr Drogen, Alkohol oder mehr Sex auf der Party.“

Von Mercedes zur Kunst. Lee denkt nicht gerne zu lange nach, bevor sie anfängt zu arbeiten. Sie wolle ganz einfach die Dinge tun, die ihr Spaß machen. Themen, die sie faszinieren, die sie persönlich betreffen, greift sie auf. „Kunst ist für mich die einzige Möglichkeit, besessen von mir selbst zu sein, ohne dafür kritisiert zu werden“, ist Hyo Lee überzeugt. „Es gibt Phasen, in denen ich nur Selbstportraits machen kann, weil ich so voll bin mit mir selbst.“ Voll von sich selbst sein, das gibt es für Hyo Lee eigentlich erst, seit sie seit 2006 an der Universität für angewandte Kunst Fotografie studiert. Davor verbringt sie, aufge-

wachsen als Tochter eines Reiseunternehmers und einer Hausfrau in Seoul, ihr Leben als funktionierendes Mitglied ihrer Familie und der koreanischen Leistungsgesellschaft. Während ihre Schwester herausragende Noten schreibt, aber auch laut und fordernd ist, bleibt Hyo stets ruhig und unkompliziert. Schon als kleines Kind zeichnet sie gern und gut, gewinnt Preise. Als sie sich im zweiten Jahr der High School für den Kunstzweig einschreiben will, ihr Vater sie aber lieber im Wirtschaftszweig sehen würde, akzeptiert sie seinen Wunsch. Danach beginnt sie ein

kommt, hat sie einige lose Fotos dabei. Sie klebt unter Zeitdruck noch ein Portfolio zusammen, ohne zu wissen, wie ein solches auszusehen hat – und wird an der Angewandten aufgenommen. „Auf gewisse Weise bin ich so natürlich durch Zufall zur Kunst gekommen. Aber ich glaube nicht, dass es irgendjemand wagen würde, nur aus Zufall heraus als KünstlerIn zu leben. Das ist viel zu riskant, nicht nur finanziell gesehen. Auch, weil man sich auf gewisse Weise eine eigene Welt aufbaut und so Gefahr läuft, niemals richtig erwachsen zu werden.“ Lee ist aber mit unerschüt-



Foto: Lee

Wirtschaftsstudium in Seoul, das sie mit 23 auch beendet. Während dieser Zeit macht sie in verschiedenen europäischen Städten Praktika, die sie durch die berufliche Tätigkeit ihres Vaters als Reiseunternehmer bekommt, eine dieser Städte ist Wien. Für Lee ist sofort klar: In dieser Stadt will sie leben. Nachdem sie ihr Studium beendet und noch sieben Monate bei Mercedes-Benz gearbeitet hat, müssen ihre Eltern ihren Wunsch, wegzugehen, akzeptieren.

Unerschütterlicher Optimismus. Als Lee zwei Tage vor der Aufnahmeprüfung in Wien an-

terlichem Optimismus gesegnet. Während unproduktiver Phasen sage sie sich: „Gut, heute mache ich eben keine gute Kunst. Dann kann ich wenigstens Spaß haben und Party machen, ich arbeite ohnehin in einem Lokal. Und wenn ich dabei keinen Spaß habe, verdiene ich heute eben einfach nur Geld.“ Sie richtet sich auf, so dass der Katzenprint auf ihrem Sweater sichtbar wird, und grinst: „Das macht alles total einfach.“

Die Autorin studierte Journalismus in Wien.

Kunstintervention Hyo Lee, zu sehen noch bis 30. Mai im *Elektro Gönner*, Mariahilferstraße 101/1, 1060 Wien.

Ich bin mein Maßstab

Clemens Hoke (23) will schöne Architektur kreieren.

CLEMENS HOKE

Mit dem Architekturstudium zu beginnen, war für mich eine Rückkehr zur Freiheit. In meinem vorangegangenen Politikwissenschaftsstudium beschäftigte ich mich über Jahre mit Dingen, die andere gemacht haben. Jetzt kann ich selber etwas erschaffen. Nichts anderes bedeutet für mich Freiheit.

Diese Freiheit existiert in allen Formen von Kunst und ist für mich auch ihr definierendes Element. Die Architektur ist aber sicher eine der eingeschränktesten Künste. Sie muss sich in erster Linie am Menschen und in weiterer Folge an der Physik, den Gesetzen und den ökonomischen Rahmenbedingungen orientieren. Während andere Kunstformen oft einer intellektuellen und finanziellen Elite vorbehalten sind, ist die Architektur überall präsent und betrifft jeden Menschen, unabhängig von seiner Klassenzugehörigkeit. Deshalb ist Architektur auch immer politisch.

Der Mensch steht im Mittelpunkt der Architektur, denn er muss in ihr leben, arbeiten oder sie sonst irgendwie nutzen. Um den Bedürfnissen des Menschen nahezukommen, werden Konzepte erstellt, die sich an Statistiken und Theorien fest-

halten. Oft wird dabei eine Bevormundung oder eine Idealisierung der Betroffenen vollzogen, die der Realität fern ist. Diese Praxis, gepaart mit einer Mode der spektakulären Formen und computergenerierten Bilder, macht moderne Architektur oft so schlecht.

Egoistisch und unreflektiert. Ich habe einen anderen Ansatz, der, dessen bin ich mir bewusst, als egoistisch und unreflektiert aufgefasst werden könnte. Er orientiert sich nicht an Idealbildern, sondern an mir. Ein Haus zu entwerfen, in dem ich nicht selber wohnen will, ein Krankenhaus zu planen, in dem ich nicht Patient sein will, oder eine Universität zu bauen, an der ich nicht studieren will, ist für mich nicht tragbar. Das heißt nicht, dass ich nur für mich bauen will, aber der Schritt zu einem guten Gebäude erfolgt über mein persönliches Empfinden.

Um ein Gebäude so zu gestalten, dass es mir gefällt, verlasse ich mich hauptsächlich auf mein Gefühl. Beim Betrachten einer Fassade kann ich in einem Augenblick entscheiden, ob sie gut oder wertlos ist. Da gibt es keine Formel oder Theorie, die ich lernen muss oder kann. Es ist ein Gefühl, das ausgelöst wird durch Proportionen und Details, und es ist mein Ziel, dieses Gefühl bei jedem meiner Gebäude zu nutzen, um etwas Schö-

nes zu bauen. Es muss dabei nicht jedes Mal das Rad neu erfunden werden und ich muss mich auch keiner Mode unterwerfen, denn Mode veranlasst Gleichschaltung und Bewertung nach falschen Kriterien, ihre Resultate sind meistens schlecht.

Proportionen und Details sind entscheidend. Wie ein Raum wirkt hängt von den Verhältnissen der einzelnen Elemente zueinander und von den Elementen selbst ab. Was in einem Raum steht ist ebenso wichtig wie die Ausführung der Bausubstanz. Ob eine Wand gerade oder handverputzt ausgeführt wird, ist nur ein Detail, das weder im Plan noch im computergenerierten Bild vorkommt, das aber für die Wirkung des Raumes eine große Rolle spielt. Ebenso verhält es sich mit dem Inventar eines Gebäudes.

Mir sagt der Ansatz zu, bis zur Einrichtung alles zu entwerfen. Nur so kann ein Bau zu einem Kunstwerk werden, sonst ereilt ihn das Schicksal vieler Bauten, die an sich gut sind, aber zugemüllt wurden mit Schildern, Bankomaten, Würstelständen, Reklametafeln und barocken Altären. Nur wenn alles in sich stimmig ist, kann ein Gebäude schön sein, und darum geht es für mich letztendlich – schön zu bauen. ◀

Der Autor studiert Architektur in Wien.



Foto: Novotny

Foto: Novotny



Das wird mir immer an den Kopf geworfen

Gratis G. Strumpf Sturmzechpreller (27), umtriebiger als Filmemacher und Multifunktionalist.

ALINA SKLENICKA

Mit der Berufsbezeichnung Künstler schmückt Gratis G. Strumpf Sturmzechpreller sich nur ungern. „Der Begriff wird mir immer an den Kopf geworfen. Da weiß ich nicht recht, was ich damit anfangen soll.“ Es sei natürlich einfach, sich in diese Schublade stecken zu lassen, damit die Sache für die anderen abgehakt ist, erzählt er, aber persönlich sei er wegen der gesellschaftspolitischen Umstände am Kunstmarkt eher vorsichtig, sich als Künstler zu bezeichnen. Kunst als „höchste Form von Shopping“, dieser Beigeschmack von Elite, das findet Gratis irgendwie abstoßend.

Hosen mit „Flexi-Anus“. Dabei ist Gratis G., Student an der Universität für angewandte Kunst im 18. Semester, eigentlich künstlerisch ziemlich umtriebiger, wenn das so genannt werden will. Als Filmemacher ist er seit fünf Jahren bei *Kinos* dabei, einer Plattform für unabhängige Filmschaffende, die einmal im Monat ein Screening im Schikaneder-Kino veranstaltet. Bis Anfang des Jahres betrieb er gemeinsam mit seinem Kollegen *Al Bird Dirt* die Sendung *tempo le&tri* am Wiener Com-

munity-Fernsehsender *Okto*, in der unter anderem die Puppe *Mindi*, eine überdimensionierte Barbiepuppe mit Bart, wilde Abenteuer erlebt. Auf der Angewandten ist er für eine der Siebdruckwerkstätten verantwortlich. Außerdem frönt Gratis G. dem Herumbasteln an Fahrrädern, weshalb er sich bei der Wiener Selbsthilfe-Fahrradwerkstatt *Bikekitchen* engagiert. Und dann wäre da noch die Änderungsschneiderei *Kaiserin Sissi*, die er gegründet hat und alleine betreibt, „die einzige Schneiderei mit dem Augenmaß.“ Da kann es schon passieren, dass Leute in seinem Umfeld „unfreiwillig einen Auftrag aufgeben“ und ihre Hosen auf einmal mit „Flexi-Anus“ wiederfinden, einem Loch mit Gummizug an passender Stelle. Für klassische Aufträge näht G. aber neben Bekleidungsadaptionen auch „fetzig funktionstextilien“.

Mit seinem „Künstlernamen“, vor allem dem „Gratis“, verbindet er die Vorstellung, „dass du einerseits für alle etwas hast, andererseits genug für alle, aber ohne etwas dafür zu verlangen. Das fand ich eine sympathische Vorstellung.“

Verkauft Gratis G. Arbeiten, dann meist auf Spendenbasis; die Materialkosten, sagt er, sollten idealerweise gedeckt werden. Künstlerische Selbstvermarktung ist nicht

so sein Ding, Webseite gibt es keine, nach Filmen von G. wird im Internet vergeblich gesucht. Viel eher sind es der Do-it-yourself-Gedanke und analoge Technik, die ihn begeistern. Bei ihm zuhause liegen stapelweise VHS-Filme herum, die Musik, die läuft, kommt von Audio-Kassetten. Auch seine Faszination für Fahrräder kann Gratis so erklären: „Was mir taugt ist die haptische Beschäftigung mit so herrlich analogen Dingen, wie es das Fahrrad ist. Die reduzierte Technik hat etwas so schön Demokratisches. Es ist simpel und du kannst total leicht eingreifen. Wie beim Siebdrucken kannst du in jedem Prozessschritt etwas versauen. Das hat etwas sehr Ansprechendes.“

Transaktionen tätigen. Aktuell hat Gratis G. mit der Klasse für Bildhauerei und Multimedia auf der Angewandten gerade eine Ausstellung in St. Pölten, unter anderem mit einem „Rodeorad“, das er gebaut hat. Interessierte können sich auf einen Sattel setzen, der sich auf Rädern um die eigene Achse dreht, wenn in die Pedale getreten wird: „Das ist ein bisschen wie eine Mischung aus Rummelplatz, Spektakelgerät und Partyaccessoire“, sagt G. Neben anderen Arbeiten hat er mit seinem Kollegen Uli Kühn Mo-

delle von zwei Bankhäusern ausgestellt, die sich gegenseitig 1-Cent-Stücke in die Dächer schießen („Transaktionen tätigen“) – allerdings nur sehr selten treffen.

Mit der Museumssituation kann er sich nicht wirklich anfreunden: „Was mich stört ist, wenn Menschen meine Arbeiten ‚reizend‘ finden, sie nur auf oberflächlicher, formalästhetischer Ebene wahrnehmen und ich das Gefühl bekomme, dass meine Sachen in dem wertkonservativen Umfeld nur noch wie lächerliches Dekor wirken.“

An welchem Punkt er angefangen hat, Kunst zu machen, sei im Nachhinein schwer festzumachen. Vor allem habe es sich ergeben, da er sich schon als Jugendlicher gegen eine konventionelle Form zu leben gewehrt habe, erzählt er. Da sei es nahegelegen, das von der Norm abweichende Verhalten irgendwie zu kultivieren und zur Beschäftigung zu machen. „Und da bietet einfach die Kunst den Rahmen, in dem es gesellschaftlich toleriert und legitimiert ist, keinen klassischen Job zu haben und ödes BürgerInnen-tum zu verweigern, sondern einfach das zu machen, wonach mir der Sinn steht.“

Die Autorin studierte Journalismus in Wien.

Die Blendung umgehen

Thomas Kwapil (29) arbeitet als medienübergreifender Künstler.

ALINA SKLENICKA

Begonnen hat alles in Montreal. Für ein Jahr dort, um seinen Zivildienst zu leisten, und fort aus seinem bisherigen Umfeld, hatte Thomas Kwapil, Wirtschaftsstudent, zum ersten Mal die Ruhe, über alles nachzudenken. Ganz grundlegende Fragen: „Was sind Dinge, die von meiner Familie auf mich projiziert worden sind und andere von mir erwarten, und was sind Dinge, die ich mir für mich selbst vorstelle.“ Heraus kam der Entschluss, die Wirtschaft zu schmeißen – Spaß hatte es ohnehin nie gemacht – und stattdessen das zu tun, was ihn wirklich interessiert: Kunst zu machen.

Ein halbes Jahr später wurde Kwapil in der Klasse für medienübergreifende Kunst von Bernhard Leitner an der Universität für angewandte Kunst aufgenommen. Mittlerweile, sechs Jahre später, hat er sein Studium bereits abgeschlossen und kann entspannt und mit Iro-

nie auf die damalige Situation zurückschauen: „Während meines Zivildienstes habe ich es geschafft, die Blendung zu umgehen. Wenn man in den 80ern groß wird mit Filmen wie *Wall Street* oder *Das Geheimnis meines Erfolges*, dann kommt glatt das Gefühl auf, dass das anzustrebende Ziele wären, Macht und finanziellen Erfolg zu haben.“ Dass er Kunst als Beruf wählen kann, wäre für Kwapil als Jugendlicher noch undenkbar gewesen.

Kunst war kein Thema. In der bildnerischen Erziehung in der Schule gab es einen kunstgeschichtlichen Teil und einen handwerklichen, in dem fast ausschließlich gezeichnet wurde, erzählt er. „Und da ich gemerkt habe, dass ich das nicht besonders gut kann, habe ich mich nie in dieser Berufssparte gesehen.“ Zeitgenössische Kunst war ohnehin kein Thema („Picasso war noch das Jüngste, was im Kunstunterricht gelehrt wurde“), auch nicht im familiären Umfeld und im damaligen FreundInnenkreis.

Heute steht die Kunst im Mittelpunkt seines Lebens. Diplomiert im Fach Bildhauerei und Multimedia ist es immer noch die medienübergreifende Kunst, die Kwapil am meisten interessiert. Viele seiner Arbeiten sind fotografisch, Installationen oder Videoarbeiten, mit Öl hatte er schon zu tun und es gab auch Werke aus Karton. Thematisch sind es aktuell Gebäude und ihre Wirkung, die den 29-Jährigen faszinieren: „Architektur ruft ganz spezifische Handlungen in Menschen hervor. Wenn TouristInnen zum Beispiel vor Sehenswürdigkeiten für ein Erinnerungsfoto posieren, dann stehen sie für einen kurzen Moment wie festgefroren da und nehmen dadurch völlig freiwillig selbst einen skulpturalen Charakter an“ – und verschwimmen so mit ihrem Hintergrund („Skulpturengarten“). In einer fotografischen Arbeit, die aktuell in St. Pölten zu sehen ist, hat Kwapil, gemeinsam mit seiner Freundin Elena Kristofor, versucht, Architektur im wahrsten Sinne des Wortes

„greifbar“ zu machen („Gesten“ – siehe Bild) und über die (Un-)Möglichkeit der Partizipation an Architektur für Normalmenschen nachgedacht.

Kunst als Gegenteil der Kategorisierung. Wichtig ist ihm, dass Kunst so ziemlich alles sein kann: „Bei allem, was ich tue, denke ich nach, ob es vielleicht künstlerisch für mich interessant ist und ob ich etwas für mich herauspicke.“ Auch wenn er sein alltägliches Leben und sein Aussehen nicht als Projektionswand für seine künstlerische Tätigkeit sehen und verwenden will. „Ich glaube, je intensiver ich mich mit künstlerischen Fragestellungen auseinandersetze, desto weniger Zeit bleibt mir, das nach außen zu tragen oder wie das Stereotyp eines Künstlers zu leben.“ Kunst sieht er als Auffangbecken für alles, „wo die Menschheit nicht daran gedacht hat, es zu kategorisieren.“

Nach außen tragen möchte Kwapil auch lieber nicht Projekte, an denen er aktuell arbeitet. „Wenn ich merke, dass ich etwas gedanklich noch nicht völlig ausgeschöpft habe, dann möchte ich das noch nicht kommunizieren. Jeder Input von außen würde eine Richtung vorgeben oder dem Ganzen einen Einschlag geben, den ich noch nicht selbstbestimmt beitragen konnte. In dieser Hinsicht bin ich ein Kontrollfreak.“

Für die Zukunft würde sich Kwapil wünschen, zu hundert Prozent selbstständig künstlerisch zu arbeiten, von seiner eigenen Kunsttätigkeit leben zu können und ein größeres Budget zu haben, mit dem er seine Ideen umsetzen könnte, vielleicht sogar in einem eigenen Atelier. Als Brotjob arbeitet Kwapil neben seinen eigenen Projekten als Assistent seines ehemaligen Professors, dem international erfolgreichen Multimedia-Künstler Erwin Wurm. Auch wenn er es nicht als künstlerische Tätigkeit per se bezeichnen würde, von der Kunst anderer Menschen zu leben, ist das immerhin ein Anfang. ◀

Foto: Sklenicka



Die Autorin studierte Journalismus in Wien.

Foto: Schwarting

Kunst ist wie ein Spiegel

Svenja Hofe (22), Fashion & Management-Studentin,
Model und leidenschaftliche Fotografin

SVENJA HOFE

Durch mein Studium International Fashion & Management am *Amsterdam Fashion Institute* muss ich ständig aufmerksam sein für globale Trends und wirtschaftliche sowie kulturelle Entwicklungen. Ich muss die Fähigkeit haben, feinfühlig neue Modetrends, Stimmungen und Veränderungen in der Gesellschaft wahrzunehmen. All diese Eindrücke und Entwicklungen analysiere ich und übersetze sie in kommerzielle Geschäftsmöglichkeiten und wirtschaftliche Strategien.

Ich lerne über alle ineinander greifenden Prozesse, die das Endprodukt ausmachen, welches den KonsumentInnen dann letztendlich auf dem Markt angeboten wird. Diese Prozesse beinhalten die Innovation und Gestaltung neuer Produktkonzepte, Imagegestaltung, Produktionsmanagement, Finanzierung und Textiltechnologie. In Projekten arbeiten wir an der Prozessinnovation der Beschaffungskette und an Firmenstrategien.

Aufgeschlossenheit. Aufgeschlossenheit, die Fähigkeit neue Problemstellungen zu lösen und kreatives Denken sind hierfür notwendig. Durch Verständnis und Einfühlungsvermögen muss ich Menschen mit ihren Bedürfnissen und Wünschen visualisieren. Ich muss wissen, wie KonsumentInnen ticken und warum sie kaufen. Kunst inspiriert mich zu neuen Ideen, da sie Ausdruck ist von Gedanken, Wissen, Emotionen und Entwicklungen unserer Gesellschaft und einzelner Menschen. In Kunst drückt sich aus, was unsere Gesellschaft bewegt und in Zukunft bewegen wird. Durch Kunst bekomme ich einen Eindruck über die Erfahrungen und Wahrnehmungen anderer Menschen. Ich kann durch Kunst neue Perspektiven auf meine Umwelt gewinnen und ver-

suchen, durch die Augen eines anderen Menschen zu sehen. Dadurch bekomme ich vielfältige Eindrücke. Manchmal identifiziere ich mich mit diesen Erfahrungen. Oftmals werde ich überrascht von der Kreativität, die mir neue Denkanstöße und Inspiration gibt. Kunst bedeutet für mich auch, unerwartet neue Perspektiven zu erkennen. Auf diese Weise kann ich meine Gedanken teilen und weiterentwickeln. Ich finde es wichtig, aufgeschlossen zu sein und mich darauf einzulassen, von der Sichtweise eines Künstlers oder einer Künstlerin überrascht zu werden. Dadurch kann ich für einen Moment lang regelrecht in eine andere Welt gerissen werden. Die unterschiedlichen Kunstrichtungen beziehen sich aufeinander und inspirieren sich gegenseitig, sodass interdisziplinäre Kreationen entstehen können.

Mode ist Kunst. Modedesign ist inspiriert durch vielfältige Kunstrichtungen von Film bis hin zu Fotografie und Architektur. In Mode verschmelzen die unterschiedlichen Disziplinen. JedeR KünstlerIn hat eine eigene individuelle Art sich auszudrücken. Deshalb sehe ich in Kunst ein Ausdrucksmittel individueller Empfindungen.

JedeR betrachtet Kunst auf eine eigene Art und Weise und reflektiert in Kunst individuelle Empfindungen. Das macht Kunst oftmals schwer fassbar, da jedeR persönlich etwas anderes in ihr sieht. Kunst ist wie ein Spiegel, in dem wir uns reflektieren und durch den wir uns kritisieren und Empfindungen aufbewahren können.

Momentan fasziniert mich insbesondere die Kunst der analogen Fotografie. Heutzutage kann durch digitale Technik ein Motiv massenhaft abfotografiert, bearbeitet oder gelöscht werden. In der analogen Fotografie hingegen wird eine Momentaufnahme, sobald sie auf den Film trifft, festgehalten. Dieser Moment wird wie in einer Zeitkapsel durch den Film aufbewahrt. Mich fasziniert die Authentizität. Ein einziges Bild kann die Situation eines Moments eindrucksvoll wiedergeben. Durch analoge Fotografie kann ich meine momentane Empfindung konservieren und vor der Vergänglichkeit aufbewahren. ◀

Die Autorin studiert International Fashion & Management in Amsterdam.



Das gemalte Wort - Tom Wolfe

Tom Wolfe, noch immer genügt allein der Name, um Aufmerksamkeit zu erregen. Der Schriftsteller, Journalist, Illustrator, Kunst- und Literaturkritiker gilt als Mitbegründer des New Journalism, ein Reportagestil, der die Mauern zwischen Journalismus und Literatur einreißen will. Im vorliegenden Buch *Moderne Kunst am Wendepunkt: Das gemalte Wort* widmet er sich der Kunstszene der bis heute stark nachwirkenden 1920er bis 1960er Jahre, die er mit folgenden Worten umfasst:

„All diese Jahre hindurch hatte ich angenommen, dass man sich in der Kunst, wenn schon sonst nirgendwo, durch das Sehen Gewissheit verschafft. Nun – das war halt sehr kurzsichtig von mir! Jetzt endlich, am 28. April 1974, konnte ich sehen. Ich hatte es die ganze Zeit falsch herum versucht. Nicht, man glaubt erst, wenn man es sieht, du Pfeife, sondern, man sieht es erst, wenn man es glaubt, denn die moderne Kunst ist durch und durch literarisch geworden: Die Gemälde und anderen Werke dienen nur zur Illustration des Textes.“

Am Anfang seines Buches kommt Wolfe also darauf, dass es in der Kunst nicht darauf ankommt, etwas zu sehen und dann zu verstehen. Man muss es zuerst verstehen beziehungsweise die Theorie dahinter erkennen, um das Kunst-

werk verstehen zu können. Auf dieser Erkenntnis baut der Text auf. Wolfe bezieht sich in seinem Essay auf drei Kunstkritiker (Clement Greenberg, Harold Rosenberg und Leo Steinberg), die für verschiedene Kunstrichtungen Theorien geschaffen haben und somit nicht nur die Öffentlichkeit beeinflussten, sondern in hohem Maße auch die KünstlerInnen selbst.

Wolfe entzaubert mit diesem Buch das Bild von KünstlerInnen, die nur für die Kunst leben: „L'art pour l'art“ funktioniert im echten Leben nicht. Der Autor beschreibt die Werdegänge von berühmten Kunstschaffenden wie Pablo Picasso, Jackson Pollock oder Andy Warhol und zeigt uns mit recht eindeutiger Antipathie, wie sehr einige KünstlerInnen dieser Zeit von ihren selbst geäußerten Idealen abwichen, um so weit zu kommen, wie sie gekommen sind.

Mit viel Witz und Ironie beschreibt er den Kampf der KünstlerInnen mit sich selbst, die ewige Selbstlüge und die Versuche, Ausreden für ihr Handeln zu finden. Schon Freud beschrieb die Ziele des Künstlers als: Ruhm, Geld und schöne Geliebte. Wie Wolfe sagen würde: „Ich will einen Namen haben, verdammt noch mal!“

Neben den „verlorenen Seelen“ erzählt er aber auch von immer wieder aufkommenden KünstlerInnenbewegungen, die selbst gegen genau diese Entwicklung standen. Mit viel Ironie beschreibt

er ihre Lebensweise und Art, sich und ihre Kunst zu verwirklichen. Zu diesen Gruppen gehörten zum Beispiel die *American Abstract Artists* oder *The Ten*, die ihren Treffpunkt in der Tenth Avenue in New York hatten und zu denen unter anderem auch Mark Rothko, Bill de Kooning oder Franz Kline gehörten.

Tom Wolfe's *Moderne Kunst am Wendepunkt: Das gemalte Wort* ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Klassiker. Obwohl das Buch schon vor über dreißig Jahren geschrieben wurde, ist es immer noch aktuell und durch Wolfes sarkastische und bildhafte Schreibweise nicht nur sehr spannend und lehrreich, sondern auch in hohem Maße unterhaltsam. Mit seinen Illustrationen und verschiedenen Fotos der KünstlerInnen und ihrer Werke macht er das behandelte Thema anschaulich und besser verständlich. Dieses Essay ist bestimmt nicht nur für Studierende der Kunst interessant.

Mascha Azmann ◀

Tom Wolfe (1985),
*Moderne Kunst am Wendepunkt:
Das gemalte Wort*
Verlag Ullstein GmbH, 127 S.



ETHNOCINECA

Ethnographic and Documentary

Filmfest Vienna



Di, 18. - Fr, 21. Mai 2010

Filmprogramm &
Fotoausstellung

KosmosTheater & Café 7*Stern, 1070 Wien

Eintritt: Freie Spende!



PartnerInnen:



saramaria
art & photography



Do, 20. Mai 2010, ab 21 Uhr

ETHNOFEST @ Arena



In Kooperation mit der Studienvertretung
für Kultur- & Sozialanthropologie
Baumgasse 80, 1030 Wien, Eintritt: 4 Euro

Weitere Infos & Programm:
www.ethnocineca.at

Veranstalter:



Feuilleton



In welchem Universum lebt eigentlich Frau Knackal?

Ein Kommentar von Alexander Fanta

So falsch, dass nicht einmal das Gegenteil wahr ist.“ So kanzelte eine Figur in Friedrich Torbergs *Tante Jolesch* einst einen Gegenspieler ab. In diese Richtung driftet auch das österreichische Fernsehen in seinem verzweifelten Versuch, die Alltagsrealität des Landes abzubilden. *Am Schauptplatz* scheitert an dieser Aufgabe eigentlich am absurdesten, wie unlängst der Skandal um zwei Skinheads, den FPÖ-Chef und eine um sechzig Jahre veraltete Grußform zeigte. AusländerInnen, Spielsüchtige und AlkoholikerInnen sind in der Mediengalaxie des ORF am äußeren Rand der Milchstraße angeordnet, in einer Art *Hundstage*-Dystopia. Währenddessen verharrt das innere „Wir“ immer noch in einem flurbereinigten „Mittel-Österreich“, in dem soziale Probleme vor der eigenen Haustür enden.

Während die USA, angeblich das Land der „dummen, weißen Männer“ (wie es in Michael Moores Bestseller heißt), sich mit Serien wie *The Wire* selbst einer Psychotherapie unterzieht (siehe S. 26), fehlt der EinwohnerInnenschaft der Alpenrepublik immer noch ein modernes mediales Selbstbild.

Im Kontinuum vom echten Wiener „Mundl“ bis zum *Kaisermühlenblues* wird endlos der Mythos einer Wohlstandsgemeinschaft wiederholt, in der – im Sinne der sinnesfrohen *MA 2412* – nicht einmal richtig gehackelt werden muss. Ganz einfach eine Insel der Seeligen. Was wie *Ein echter Wiener geht nicht unter* einst stilistische Anleihen am sozialistischen Realismus nahm, ist längst zu einer Art grau-beigen Folklore verramscht worden.

Anleihen kann der ORF beim privaten Konkurrenten ATV suchen. *Tausche Familie* oder *Teenager werden Mütter* mögen degoutant sein, dumm oder überhaupt abgekupfert. Aber es stellt seine Narren nicht in ein separates Narrenkastl namens „Neonazi-Szene“, oder irgendeine andere scheinbare Halbwelt, sondern setzt sie intensiv mit dem herkömmlichen „Mittel-Österreich“ in Beziehung. Damit erreicht es eine beinahe phantastische Gesellschaftsutopie: Die Integration der verschiedenen Sorten von Öster-Menschen.

KURZMELDUNGEN

Textslammen und Wortplantschen. Keine Performance, keine Kostüme, kein Gesang – was zählt, ist das Wort. Und das wird nun schon seit 2004 von Organisatorin, Moderatorin und selbst Autorin Mieke Medusa zu rechtgerückt: „Poetry Slam“ ist eine moderne Variante, den eigenen Text ans Publikum zu bringen: Fünf Minuten Zeit für Geschriebenes, Gedichtetes und Geraptes, ohne Wiederholungen und mit Bewertung und SiegerIn am Ende. Teilnehmen kann jedeR, zum Beispiel am 28.04. im Wiener *Rhiz*.

Mehr Informationen, auch über Poetry Slam in anderen Bundesländern: textstrom.at, o-slam.at, autohr.at.

Lebt und Arbeitet. Hannes Gröblacher zeichnet die Menschen des Wiener Untergrundes – inklusive deren Lachen und Weinen. Dass er wegen dem ständigen Kommen und Gehen mit wenigen Filzstiftstrichen und einem flüchtigen Blick auskommen muss, macht seine Arbeit nicht weniger effektiv. Seine Zeichnungen sind neben zahlreichen anderen Installationen und Bildern von in Wien lebenden KünstlerInnen noch bis 30. Mai in der Kunsthalle unter dem Titel *Stars in a plastic bag* zu bestaunen. Ich habe mein Gesicht gefunden, und ihr?

Infos und Bilder: kunsthallegewien.at, ubahnpeople.com

Welttag des Buches. Seit November 1995 ist der katalanische Feiertag zum Todestag der Schriftsteller Miguel de Cervantes und William Shakespeare am 23. 04. 1616 als *Internationaler Tag des Buches* bekannt und soll Jung und Alt gleichermaßen zum Lesen motivieren. In ganz Österreich wird dem Buch als Symbol der frei zugänglichen Bildung durch Literatur im Rahmen des *Lesemonats April* mit zahlreichen Veranstaltungen gehuldigt. Kleiner Tip: Der Kabarettist und FM4-Moderator Dirk Stermann liest zum Beispiel am 28. April in der Buchhandlung *Thalia* in der Mariahilferstraße.

Mehr unter: welttag-des-buches.at

Serieller Abgesang

Willenskraft allein reicht in den USA nicht mehr zum Aufstieg. So scheinen es zumindest neue US-Serien zu suggerieren, die Amerika als tief gespaltene Gesellschaft zeigen.

ALEXANDER FANTA

Der elektrische Stuhl ist die grausamste Art der Hinrichtung, die in den USA praktiziert wird. Langsam und unter Todesqualen wird der Verurteilte von innen gegrillt. Trotzdem fürchtet Walter White sich nicht. Denn sterben muss der unheilbar Krebskranke sowieso. An die 500 Kilo der Droge Crystal Meth hat der arglose High School-Chemielehrer binnen weniger Wochen produziert und auf den Markt geworfen, eine Tat, die ihm im Bundesstaat New Mexico locker die Todesstrafe einbringen könnte. Dabei ist Walter kein schlechter Kerl; ein bisschen verrückt vielleicht, aber das Publikum mag ihn.

Walter ist der Protagonist der neuen US-Serie *Breaking Bad*, ein Liebling der KritikerInnen. Schauspieler Bryan Cranston machte als Chaos-Vater Hal bereits *Malcolm Mittendrin* zu einem Publikumshit. Die Serie formuliert ein moralisches Dilemma: Muss Walter nun sterben,

wenn er kein Meth verkauft, weil er keine gute Krankenversicherung hat? Dünn versteckt unter dem vermeintlichen Gangsta-Narrativ steckt harte Kritik am US-Gesundheitssystem. Die ZuseherInnen werden geduldig an die Anatomie des Verbrechens herangeführt. Ähnlich wie das kalifornische Marihuana-Drama *Weeds*, von dem *Breaking Bad* das Konzept geborgt hat, ist die Hauptfigur ein eigentlich sympathischer Mittelklasse-Bürger. Ähnlich wie auch die ProtagonistInnen im düsteren postindustriellen Drama *The Wire* wird Walter – beinahe wider Willen – in eine Welt des Werterelativismus geworfen. Seine bourgeois Vorbehalte gegen RechtsbrecherInnen und ihre Lebensrealität muss er bald aufgeben – er wird einer von ihnen.

Tratschtanten und eiskalte Engel.

An Walter und seinem Schicksal werden die tiefen Bruchlinien innerhalb der US-amerikanischen Gesellschaft deutlich. Seit dreißig Jahren wächst die Kluft zwischen Arm und Reich. Die Wirtschaftskrise, die mit der Im-

plosion des Häusermarktes in den USA begann, setzte viele Mittelklassefamilien unter Druck, zu entscheiden, auf welcher Seite dieser Kluft sie stehen wollen. Statusparanoia ist eine wiederkehrende Erzählung im US-Fernsehen. Selbst einfach gestrickte Unterhaltungsdramen wie der New Yorker Schickeria-Schund *Gossip Girl*, der in jeder einzelnen Folge die Story von *Eiskalte Engel* nacherzählt, haben die Furcht vor dem sozialen Abstieg tief in ihre Erzählung eingewoben. Hauptfiguren, deren Namen den niederländischen Klang alter New Yorker Aristokratenfiguren haben, können ihre zumindest der oberen Mittelklasse angehörenden Duzfreunde mit schneidender Verachtung behandeln, ohne darum notwendigerweise die Gunst der ZuschauerInnen zu verlieren. Dieser Trick wird durch die formvollendete Schönheit der Hauptfiguren und ihre allzu geschliffenen Manieren erreicht, die sie als feinsinniger und cleverer darstellen, als die bloß strebsamen, braven BürgerInnenkinder, die sich mit Fleiß und Intelligenz den Eintritt in die Glitzerwelt erkaufen.

Das erschreckende Zerrbild, welches von *Gossip Girl* bis zum TeenagerInnendrama *O.C. California* reicht, ist das einer streng abgegrenzten Oberschicht, die es als unfein empfindet, an der „Masse“ anzustreifen. In letzterer Serie verlängerte sich die Klassenparanoia sogar bis in die reale Satire. Hauptfigur Ryan, der aus der Unterschicht in die reiche Familie Cohen reinkam, kommt aus dem als Slum apostrophierten Problemviertel Chino. Der Schönheitsfehler an dieser Darstellung ist nur, dass im wirklichen Leben Chino ein absolut durchschnittlicher Ort in Suburbia ist, dessen BürgerInnenmeister vehement gegen die „Verunglimpfung“ durch die Serie protestierte. Doch diese „Slumifizierung“ hat System. In der neuen Dualität der Gesellschaft gibt es nur noch arm und reich.

Hochglänzend paranoid. Das Premiumsegment des neuen Para-

noia-TV deckt die Hochglanz-Retrospektion der Serie *Mad Men* ab, die in den frühen Sechzigern spielt. Am Tag slicker Werbefachmann mit einem Auge für den teuren, guten Geschmack, wird der enigmatische Don Draper des Nachts von Erinnerungen an seine Jugend im Amerika der großen Depression geplagt. In dessen wartet seine Frau den ganzen Tag in ihrem brandneuen Einfamilienhaus inmitten einer nigel-nagelneuen Siedlung darauf, ihm die ideale Hausfrau und Mutter zu sein. Alles an ihrem Leben wirkt wie frisch einstudiert, das Einkaufen in der Neuerfindung Supermarkt ebenso wie die suburbane Selbstisolation von Verwandten und FreundInnen. So wenig geübt sind Betty und Don Draper in ihrem neuen Status: Eine Mittelklassefamilie zu sein. *Mad Men* erinnert die ZuseherInnen daran, wie relativ neu die breite Mittelschicht ist, die der Wohlfahrtsstaat in den Fünfzigern und Sechzigern schuf. Und wie schnell sie wieder vergehen kann.

Bestes Spiegelbild einer Gesellschaft sind jedoch nicht ihre Selbstportraits, sondern ihre Utopien. War das Leitbild der USA unter Clinton noch das liberale Utopia von *Star Trek*, hat die böse neue Welt der Post-Bush-Ära im *Kampfstern Galactica* ihren Orbit erreicht, der bittersten Vision einer menschlichen Zukunft. Eine heldenmütige Schar von Überlebenden eines Todesroboterangriffs flieht im titelgebenden Raumschiff von Stern zu Stern, um gelegentlich den Roboter-Bastarden zu zeigen, wer das rote Blut hat. Die ExilantInnengesellschaft der *Galactica* ist ganz selbstverständlich eine Militärdiktatur, auf der eine „zivile Präsidentin“ mühsam versucht, ein wenig Rest-Zivilisation zu erhalten. Dieses zukünftige, letzte Bild der US-Gesellschaft zeigt eine Form der kollektiven Reflexion: Selbst die Göttinnen und Götter der Demokratie sind fehlbar geworden. ◀

Der Autor studiert Politikwissenschaft in Wien.

Serien als kopflose Unterhaltung oder doch als realistisches Spiegelbild der Gesellschaft?



FPÖ-Mann Tiller: Ich kann rudelbumsen

Gedanken zur Swingerclub-Installation des Künstlers Christoph Büchels offenbaren das schier unglaubliche künstlerische Potential in den Reihen der FPÖ. Eine staunende Betrachtung und Richtigstellung.

PHILIPP WIESER

Wien, Ende Februar dieses Jahres: In die Gemächlichkeit der österreichischen Innenpolitik platzt ein empörter, nach einem Skandal rufender Schrei. Die FPÖ Wien (und somit auch die Mutterpartei) hat eine Kunstaktion des Schweizer Christoph Büchel in der Secession als groß angelegte Verschwendung von Steuergeld aufgedeckt. Unter dem „Deckmantel“ der Freiheit der Kunst wolle Büchel in der traditionsreichen Secession einen Swingerclub installieren, ließen die Freiheitlichen verlautbaren. Aber Rudelbumsen, so der freiheitliche Kulturfunktionär Helmut Tiller, das sei keine Kunst. Sogar er könne es, meinte der gute Mann. Eine Schweinerei, Vorführsex als Kunst auszuweisen und dafür auch noch enorme Summen einzustreichen. 90.000 Euro an jährlicher Förderung, das ist für die FPÖ schlichtweg „durchgeknallt“.

Ohne die exaltierten Freiheitlichen würde die Aktion des Schweizer vermutlich nicht einmal soviel Aufmerksamkeit wie der Podcast vom Bumsti aus Erdberg erregen. Erst durch das Jaulen der Wölfe erreicht das unerhörte Treiben gewisse Bekanntheit. JournalistInnen wissen zwar nicht, was und wie sie davon berichten sollen, sind aber erneut erstaunt über die überbordende Kreativität der Freiheitlichen, mit der sie ihre neueste künstlerische Erregung zuwege gebracht haben.

Umsunst - die Kunst? Dieses Ereignis bringt mich ins Grübeln über Kunstbegriff und Kulturpolitik. Nach einigen Überlegungen erkenne ich klar, dass die Eff dabei ist, ins eigene Nest zu machen. Unter Artikel IV ihres Parteiprogramms lese ich Folgendes:

„Kunst ist Privatsache. Der Staat darf über seine Kunstpolitik keine Geschmacksbevormundung, politische Instrumentalisierung und Subventionsgängelung betreiben. [...] Der Staat hat seine Kunstförderung auf die Schaffung von Rahmenbedingungen und infrastrukturellen Einrichtungen zu beschränken. Diese sollten insbesondere Kunsthochschulen, Konservatorien und Musikhochschulen, Galerien und Ausstellungsräumlichkeiten, öffentliche Bühnen und Konzertsäle, Werkräume und Starthilfen für Jungkünstler umfassen.“

Wie mir scheint wird unter der Goldkugel im freiheitlichen Takt geswingt. Die *Vereinigung bildender KünstlerInnen Wiener Secession* erhält jährliche Subventionen, ist aber nicht „gegängelt“ in dem Sinne, weisungsabhängig zu arbeiten. Zu-

Unter der goldenen Blätterkuppel der Secession wurde im Rudel gebumst.



Foto: Zwander

dem stand hinter ihrer Gründung der Gedanke, zeitgenössischen, progressiven, eben jungen KünstlerInnen eine Plattform – eine „Starthilfe“ – zu geben. Ich frage mich also, wozu die ganze Aufregung – bloß schon wieder wegen des Wahlkampfes?

Fiat iustitia ... Geht es den Freiheitlichen nicht um mehr als profanes Wahlkämpfen? Können die diesmal zugegebenermaßen bescheidenen Einwürfe zur Kulturpolitik von Seiten der FPÖ generell als Geschwätz abgetan werden? Haben ihre FunktionärInnen nicht eine wichtige Botschaft, sind sie vielleicht nur etwas zu ungeschickt, zu holprig im Umgang mit der deutschen Sprache, um diese auch zu kommunizieren? Unterschätze ich die Kunstkompetenz der Freiheitlichen?

Nun, ich will mich nicht in die Riege derer stellen, die reflexartig die FPÖ anpinkeln. Im Gegenteil, ich will unpopulär sein, ich will, dass der Eff und ihrer Kulturpolitik Gerechtigkeit widerfähre! Angestrengt denke ich also nach. Die Klagenfurter Seebühne kommt mir in den Sinn, ein inzwischen bereits versunkenes Kapitel des freiheitlichen Kunstaktionismus. Doch die Idee, lobend darüber zu berichten, versinkt ebenso. Der einstmals so strahlende Kunstkoloss ist in letzter Zeit so arg in Verruf geraten, dass selbst die Gründerväter ihm die Liebe entziehen. Trotz großzügiger Unterstützungen von Seiten des Landes und des schönen Karl-Heinz musste nicht nur künstlerischer Bankrott angemeldet werden. Ein anderes freiheitliches „Kunstprojekt“ glänzt dafür umso heller.

... et ars pereat. Ein für die FPÖ in den Niederösterreichischen Landtag gewähltes „gallisches Dorf“ hält der heimatischen Politikerkaste einen Spiegel vor – ganz ohne Werbetrommel und moralisch anstößige Aktionen. Es handelt sich hierbei um Karl Schwab, den wohl talentiertesten Politsatiriker des Landes. Bescheiden und doch

selbstüberzeugt und voll Inbrunst prangert er die intellektuellen Missstände unserer Gesellschaft an, indem er sie selbst vorspielt. Sein Spiel mit der Sprache gemahnt an Karl Kraus, er ist der lebende Beweis, wie sehr die Kunst den Freiheitlichen am Herzen liegt. Unvergessen sein Appell an die Abgeordneten zum Landtag: „Ich frage Sie, ist Kunst, wenn jemand vielleicht ein paar alte Radln zamschwoaft? [...] Und sagt, das ist Kunst. Des is Metallkunst. Aber des is net Kunst!“

Mit entlarvender Ehrlichkeit und überraschender Glaubwürdigkeit stellt dieser Fackelträger des Intellekts PolitikerInnen aller Couleurs und Ebenen nach, wie es kein anderer Kabarettist oder Kabarettistin bislang vermochte (Hader spielt Hader versus Schwab spielt Politiker). Ohne die Aufmerksamkeit seiner KollegInnen zu erregen, hat er den Landtag in eine Kleinkunstbühne verwandelt.

Stellen wir uns vor: Mit 6.500 Euro im Monat ist dieses Projekt voll ausfinanziert. Hochgerechnet ist das kaum mehr als die „Perversen“ in der Secession nehmen! Weiters wird in dieser „Werkstatt“ sicher keine „politische Instrumentalisierung“ betrieben. Eintritt ist sowieso nicht zu begleichen, sogar Minderjährige können beiwohnen. Schau, unseliges KritikerInnengesindel, das ist ordentliche Kulturpolitik!

Somit bin ich beruhigt, weiß nun, dass sich am Horizont des freiheitlichen Kunstverständnisses die dunklen Wolken lichten. Mich erfüllt die Hoffnung, dass die FPÖ sich auf die weiteren großen KünstlerInnen in den eigenen Reihen besinnt, diese fördert und fortan von künstlichen Erregungen ablässt; sich gewahr wird, den Kunstbegriff als Partei vielleicht prägen zu können, aber nicht zu definieren. Denn wie Karl Schwab bereits auf die Frage, was Kunst denn überhaupt sei, zu antworten wusste: „Das entscheidet sicher der Volk, der was das konsumieren muss.“

Der Autor studiert Volkswirtschaft in Wien.

Der Saft ist draußen

Red Bull war der Turbo einer Generation. Nun geht die Dekade der Energydrinks zu Ende.



Foto: Novotny

ALEXANDER FANTA

Noch mehr von dem Gummibärchen-Saft“, sagt der Mann verächtlich, als er in meinen Einkaufskorb blickt, der rappellvoll mit Energydrinks gepackt ist. Mit einem Testeinkauf im Getränkemarkt wollte ich herausfinden, welche stimulierenden Brausen es am deutschen Markt zu kaufen gibt. Die überraschende Antwort: Immer weniger. Die Mischung aus Zucker und Koffein ist bei Jugendlichen ziemlich out.

„Nicht mit Alkohol mischen“, steht auf den Dosen von *Red Bull*. Für eine Generation von Barkeepern wirkte dieser Satz wie eine Aufforderung. Warnungen, dass Energygetränke gesundheitsschädlich sein könnten, gibt es seit Anfang der Neunziger. Verbote in Frankreich und Kanada gaben dem Produkt jedoch höchstens ein verruchtes Image und bestätigten gleichsam den potentiellen KonsumentInnen die Wirksamkeit des Trankes. Der Reiz des Verbotenen zog viele an, die nach billiger, schneller Energie hungerten. Dazu gehörten NachschwärmerInnen ebenso wie BörsenmaklerInnen oder die jugendlichen SkateboarderInnen. *Wodka Red Bull* wurde bald zu einem Lifestyle-Getränk, von dem auch Mode-Ikone David Beckham gerne nippte. Aber auch ohne Alkohol fanden Energydrinks ihre AbnehmerInnen. Vor der Börse an der New Yorker Wall Street würden die Kioske *Red Bull* in Halbliterdosen an gestresste HändlerInnen verkaufen, berichtete die *Financial Times Deutschland* noch vor wenigen Jahren. Energydrinks galten als passendes Begleitprodukt zu den schnelllebigen Nullerjahren: Immer auf Achse, notfalls auch die ganze Nacht. Nun ist die Blase geplatzt.

Red Bull ist kein Saft mehr. Die Jugend von heute hat einen anderen Geschmack im Mund. Im vergangenen Jahr verkaufte sich Bionade in Deutschland erstmals besser als die verschiedenen Energydrink-Marken. Die HerstellerInnen werben dennoch aggressiv um ihre KundInnen. Eine Web-Suche nach „Red Bull“ offenbart wenig über das Getränk selbst. Vielmehr bietet sie einen kurzen Abriss der Geschichte blech-blauen Lifestyle-Sponsorings. Vom *Red Bulletin*-Magazin bis hin zu eponymen Eishockeyteams und dem *Red Bull Racing Team* in der Formel Eins: Nicht die bronzefarbene Brause des Herstellers ist in aller Munde, sondern ihr Marketing. Die Absätze dagegen stagnieren. Das gilt auch für die billigere Konkurrenz. Bereits jetzt sind 96 Prozent aller Energydrinks, die an Tankstellen verkauft werden, von der Marke *Red Bull*. Und deren Absätze sind seit zwei Jahren rückläufig.

Des Marktes letzter Seufzer ist *Bifi Energy mit Guarana*. Auch die Dauerwurst, die seit Januar verkauft wird, laboriert am selben „Energy“-Problem: Der Geschmack erinnert an Blutorange im Rauchbad und hat weder mit trinkbaren Gummibärchen noch mit herkömmlichem Schweinefleisch viel zu tun. Die Textur wirkt, als wäre *Bifi Energy* ein Abfallprodukt der Weltraumforschung. Es ist fraglich, ob die potentiellen KäuferInnen die Wurst jemals als Ausdruck ihres Lebensstiles empfinden werden, wie sie das einst mit *Red Bull* taten.

Vor allem Jugendliche tragen nicht mehr kistenweise Energydrinks aus den Läden. In der Altersgruppe der 15 bis 25 Jahre alten KonsumentInnen wird immer weniger davon getrunken. „Früher hat *Red Bull* für die Leute exotisch ge-

schmeckt, heute wirkt es nur noch chemisch“, urteilt die 14 Jahre alte Sarah über Energygetränke. Diese veränderte Wahrnehmung hat für sie eindeutige Ursachen: „Damals haben Fruchtsäfte einfach noch nicht so lecker geschmeckt. Jetzt gibt es mehr mit Bio und so.“ „Red Bull schmeckt voll ekelig“, pflichtet ihr auch Freundin Charlotte bei. „Ich hab’s nur einmal getrunken – danach musste ich mir den Mund ausspülen.“

Behörden machen Werbung. Das Problem der Marke „Energydrink“ liegt nicht zuletzt in ihrer starren Konzeption. Der Begriff umfasst eigentlich jedes Getränk mit erhöhten Koffein-Werten oder aufputschenden Zutaten wie Taurin, Guarana oder Maté. Für die meisten KonsumentInnen ist der Name jedoch synonym mit dem süßlich-synthetischen Geschmack von *Red Bull*. Diese geschmackliche Orthodoxie hat die Weiterentwicklung der Energygetränke schwierig gemacht. Was nicht nach Gummibärchen schmeckt, wird auch nicht als „Energy“ erkannt. Andere Getränke und Produkte wie Guarana-Kaugummis und Bonbons, die versuchten, das kulinarische Spektrum zu erweitern, sind längst wieder vom Massenmarkt verschwunden. Ihr Geschmack war den KundInnen zu eigenwillig.

Die Behörden machen unterdessen weiterhin Werbung für die bunten Tränke. Erst Anfang Februar warnten deutsche Behörden vor dem neuesten Produkt der Firma *Red Bull*, dem *Energy Shot*. Für Jugendliche, die durch Warnhinweise und Verbote nicht von Nikotin und Cannabis ferngehalten werden, wirkt das eher ermutigend. Davor sorgte im Mai vergangenen Jahres das Verbot

von *Red Bull Cola* in einigen deutschen Bundesländern für Furore. Die hessische Lebensmittelbehörde gab bekannt, dass dem Getränk Kokain beigemischt sei, freilich in irrelevant kleinen Mengen. Dennoch musste das Getränk verboten werden, um den gesetzlichen Auflagen zu genügen. Cooler konnte das Getränk für viele Jugendliche nicht gemacht werden. Kurz nach Bekanntgabe explodierten die Verkaufszahlen von *Red Bull Cola*. Doch der große Boost ist nun vorüber.

Neuester Trend in den Getränkemarkten sind nicht Energydrinks, sondern Entspannungsgetränke. Brausen mit Kamille und Baldrian sollen helfen, den Schock von Wirtschaftskrise und steigendem Druck am Arbeitsmarkt zu verdauen. Produkte wie *Slow Cow* werden in Amerika als eine Art „Anti-Energydrink“ vermarktet. Wer durch die Regale eines größeren Supermarktes streift, wird heute auf eine Multitude an Produkten treffen, die lockeres und leichtes Leben versprechen, ganz ohne Belastung. *Balance* und *Be.Light* heißen die Produktreihen. Aldi hat über 50 solche Produkte im Angebot, von fettarmem Käse bis zum „probiotischen Fitnessdrink“.

Das passt zu einem größeren Trend: Wellness. Der Imperativ, schnell und leistungsfähig zu sein, auch auf Kosten der eigenen Gesundheit, hat ausgedient. Die Betonung der neuen Warenwelt liegt auf Nachhaltigkeit gegenüber dem eigenen Körper. Überzuckerte, hochkoffeinerte Energydrinks haben da keinen Platz. *Red Bull* mag zwar laut eigener Werbung Flügel verleihen. Längerfristige Höhenflüge können aber nicht mehr erwartet werden. ◀

Der Autor studiert Politikwissenschaft in Wien.

Perestroika des Kapitalismus

Eine kritische Betrachtung des Neoliberalismus aus Sicht eines „Kapitalisten mit Ethos“ bietet Klaus Woltrons Diskursschrift *Perestroika des Kapitalismus*. Der Autor, ein Insider der Finanzbranche, führt durch seine Gedankenwelt und erklärt dabei Vorgänge der Finanzwirtschaft, sodass nach der Lektüre auch komplexe Vorgänge verständlich werden. Zum Beispiel wie die Idee des Geldes geboren wurde oder warum es zwischen „Produktion“ und „Zinsrenditen“ einen quasi „natürlichen“ Konflikt gibt.

Der Autor zeigt auch, dass sich ein Unternehmen, je größer es wird, „zwangsläufig“ immer weiter von den Faktoren „Menschlichkeit“ und „Produktkenntnis“ entfernt. Er erklärt das anhand des Beispiels eines kleinen Bäckers, der wegen einer Filiale einer Großbäckerei zusperren muss. Mit ähnlichen Geschichten und einigen Diagrammen folgen die Leser den Gedankensträngen Woltrons bis in die Welt des Großkapitals, wo mit einem einzigen Mausclick Millionen von Euro verschoben werden.

Immer auf den Spuren der Finanzkrise wandelnd, versucht er den Schuldigen für diese zu finden. Dabei fängt er weit in der Vergangen-

heit an und gibt einen kurzen Überblick über die letzten zehn Finanzkrisen sowie über die bekanntesten ökonomischen Theorien. Durch den Vergleich der international vorrangigen Wirtschaftssysteme, die ausschließlich kapitalistische sind, kommt Woltron zum Schluss, dass keines der Modelle einem ethischen Wirtschaftsmodell entspricht. In einem solchen Modell sieht er jedoch die einzige Möglichkeit eines „Wirtschaftens mit Zukunft“.

Daraus stellt sich dann die wichtigste Frage, die in diesem Buch behandelt wird: Ist die Krise eine Chance zum Systemwechsel? Grundlagenvertraut durch die ersten 153 Seiten des Buches, enthüllt Woltron den LeserInnen seine Version von „Perestroika“ und „Glasnost“. Diese bedeuten in seinem Fall aber nicht „Umbau“ und „Offenheit“, sondern werden als Sammelbegriffe für Woltrons „Aktionspläne“ und „Lösungsvorschläge“ benutzt.

Einen Systembruch, wie der Untertitel des Buches erwarten lässt, proklamiert er nicht. Große Brüche führen laut Woltron zum Zusammenbruch des Systems. Kleine Anpassungen seien der Weg zum Ziel, wird versichert. Sein Aufruf an die Menschheit beinhaltet mehr Transparenz, globales und nachhaltiges Denken und ein biss-

chen Moral und Anstand. Hoffnungsvoll auf diese Forderungen aufbauend entwirft er einen „Empfehlungskatalog an Verantwortungsträger“. Hiermit sind aber nicht nur ManagerInnen und PolitikerInnen gemeint, sondern jeder verantwortungsbewusste Mensch soll sich angesprochen fühlen.

Woltrons Meinung nach war es nicht nur das raffgierige Denken einer kleinen Elite, das zur Krise führte, sondern es war die Gier von vielen Menschen, bis weit hinein in die untere Mittelschicht. Da wir uns jetzt in der Zeit befinden, in der wir allmählich die wirklichen Auswirkungen von Bankenhilfspaketen und Ähnlichem zu spüren bekommen, bietet dieses Buch einen angenehm einfachen Überblick über die Hintergründe der „Rettungsmaßnahmen“.

Christoph Prohazka ◀

Klaus Woltron (2009):
Perestroika des Kapitalismus,
Residenz Verlag,
206 S., 17,90 Euro



ZWEIMAL HINGEHÖRT



My Name Is Music | *Revolution*

LUKAS: Es war wirklich erfreulich, mal Musik aus Österreich zu hören, die nicht krampfhaft international anerkannten KünstlerInnen nacheifert. *My Name Is Music* beschränken sich im Wesentlichen auf Bass und Schlagzeug mit reduziertem Gitarreneinsatz. Dadurch klingt das ganze durchaus jazzig, lässt sich aber sonst nicht wirklich einem gängigen Genre zuordnen. Die Melodien sind schön bis mitreißend und die Texte kritisch. Insgesamt gelungen.

NIKI: *My Name Is Music* ist eine Band, bei der die Assoziation „Österreich“ schwierig fällt. Minimalistisch bis ins Letzte, stellt sich *Revolution* als tatsächlicher Revolutionär der Pop-Musik heraus. Es ist erstaunlich, wie wenig musikalisches „Zeugs“ sie benötigen, um Fülle zu erzeugen – soulig-rauchige Vocals über knackige Basslines, marginal eingesetzte Percussion und haarscharfe Produktion. Lyrisch allerdings lässt das Duo zu wünschen übrig, wenn Zeilen wie „heehaw goes the pope when he is on dope“ doch eher an Schulbankkritzereien erinnern. Aber ihre allgemeine Dirty-Disco-Sexiness hilft, darüber hinwegzusehen.



Jellybeat | *Don't let us be misunderstood*

LUKAS: „Okay, eigentlich höre ich ja so was nicht“, war so mein erster Gedanke. *Don't let us be misunderstood* wurde dann aber auf diversen Straßenbahnfahrten im aus dem Winterschlaf erwachenden Wien doch eine oft getroffene Wahl am Mp3-Player. *Jellybeat* machen angenehm frisch klingenden Electro-Indie-Pop, der trotz seiner grundsätzlichen Fröhlichkeit niemals nervt. Das hat Seltenheitswert.

NIKI: *Jellybeat* schaffen ein sehr schönes, intelligentes und durchkonstruiertes Electro-Pop Album, wie man es sich von den Beteiligten erwarten darf. So sehr es aber auch durch ausgetüftelte Produktion und musikalische Finesse besticht, geht es leider eher kantenlos an einem vorüber. Es entlockt ein angenehm bewegtes Grinsen, ein zustimmendes Nicken und ein angedeutetes Wackeln mit der Hüfte – doch nach dem letzten Ton ist man sofort zurück in der eigenen Welt. Wunderschöner Ausflug ohne große Langzeitwirkung. Instant-Classic-Anspieltipp: *Echo*.



Neues aus der Beziehungskiste

Sibylle Hamann fordert, dass auch Männer über Gleichberechtigung nachdenken sollen.

Feminismus ist eine großartige Sache, hat Unterhaltungswert und vertreibt die Zeit. Auch Männer finden mittlerweile Gefallen daran – immer vorausgesetzt, er findet bloß im Fernsehen statt. Feminismus heute ist meistens eine Art Zuschauersport: Ein Moderator schickt Frauen mit unterschiedlichen Lebensentwürfen in den Ring, rotzige Girlies gegen angegrauten Frauenrechtlerinnen, kühle Karrieristinnen gegen schwurbelige Esoterikerinnen, und dann freuen sich alle, wenn die Fetzen fliegen. Kinder oder keine? Vielfliegerlounge oder Vollwertkochkurs? Ach, was Frauen sich bloß alles an Problemen aufgehalst haben mit ihrer Gleichberechtigung! Wie herzig, ihnen bei der Bewältigung zuzuschauen! Aber wie gut, dass uns Männer das alles nichts angeht!

Die Gleichberechtigung der Geschlechter wird, immer noch und immer wieder, als „Frauenfrage“ definiert, mit einer Hartnäckigkeit, die ihresgleichen sucht. In der Politik ist die Frauenministerin dafür zuständig, im Betrieb die Frauenbeauftragte, im Beziehungsalltag der weibliche Beziehungsteil. Warum eigentlich?

Wahrscheinlich ist genau das der Hauptgrund, warum wir in der Geschlechterdebatte schon recht lange nicht mehr vom Fleck kommen.

Schauen wir uns die Gleichberechtigung einmal aus einer größeren historischen Perspektive an. Nüchtern betrachtet haben Frauen ihren Teil des Deals erfüllt. Ihr Auftrag lautete: Lernt etwas, stellt euch beruflich auf eigene Beine, macht euch ökonomisch unabhängig und erobert die Hälfte der Arbeitswelt. Das haben sie getan. Mädchen haben heute die besseren Noten in der Schule. Frauen machen die Mehrzahl der Universitätsabschlüsse. Sie haben gelernt, Flugzeuge und Anwaltskanzleien zu lenken, Raketen und Frühstücksflocken zu designen. Sie haben gezeigt, dass man Kanzlerin werden kann und Soldatin in Afghanistan. Sie machen ihre Sache eigentlich ganz gut.

Seltsam ist bloß: Die versprochene Gegenleistung will sich nicht recht einstellen. Frauen tun, was Männer immer schon getan haben, nur eben zusätzlich. Denn dabei, ihre traditionellen Aufgaben abzutreten, kommen sie nicht recht vom Fleck. Die Verantwortung fürs Kümmern und Pflegen, Trösten und Organisieren klebt an ih-

nen, als sei sie angewachsen. Man nennt sie jetzt „Alphamädchen“, doch sie räumen immer noch regelmäßig den Geschirrspüler aus und checken die Termine beim Kinderarzt. Sie wissen natürlich, dass man dabei cool lächeln sollte, um nicht als frustrierte, verhärmte Zicke dazustehen. Aber ein bisschen erschöpft, ein bisschen ausgetrickst fühlen sie sich doch.

Gleichzeitig sind auch die Männer unzufrieden. Sie spüren die weibliche Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt, je jünger, desto heftiger, und haben immer weniger gute Argumente bei der Hand, um ihre letzten kleinen Exklusivreviere zu verteidigen. Ihre Erwerbsbiographien werden unsicherer, immer öfter zweifeln sie daran, ob sie tatsächlich noch genauso verlässlich als „Ernährer“ taugen wie ihre Väter und Großväter. Sie wissen nicht genau, was Frauen von ihnen erwarten, und sind sicherheitshalber misstrauisch. Immer öfter verweigern sie Beziehungen und laufen vor der Verantwortung für Kinder davon.

Das kann doch eigentlich nicht alles gewesen sein? Wahrscheinlich haben Frauen schon genug über Gleichberechtigung geredet. Wahrscheinlich sind jetzt einfach einmal die Männer dran. Es ist höchst an der Zeit, sich den Themen, die Frauen mittlerweile zum Hals heraushängen, einmal von der anderen, der männlichen Seite her zu nähern.

Da tun sich plötzlich gähnende Leerstellen auf. Wie lässt sich, zum Beispiel, eigentlich die Vaterrolle mit einer ernsthaften Karriere vereinbaren? Was tun, wenn die Dienstreise mit der Schulaufführung der *Raupe Nimmersatt* kollidiert, und was wird die Kollegin denken, wenn schon zum dritten Mal in diesem Jahr ein Pflegeurlaub notwendig wird? Welches Jobangebot lässt sich besser mit den Öffnungszeiten des Kindergartens verbinden? Und hätte ich über all das nicht schon bei der Wahl des Studiums oder des Lehrberufs nachdenken müssen?

Wer solche Fragen ernst nimmt, wird schnell draufkommen: Auch Männer können sich in Geschlechterklischees eingesperrt fühlen. Es ist nicht lustig, sich Wünsche, Bedürfnisse und Fähigkeiten abzuschneiden, bloß weil sie nicht in die Rolle passen. Und man wird auch draufkommen: Männer werden mit diesen Konflikten fast immer sehr allein gelassen. Von Politikern, von

Vorgesetzten, von ihren Kollegen und Freunden – und, sehr oft, auch von ihren Kolleginnen, Freundinnen und Frauen.

Zeit wird's also für eine Männerbewegung, die endlich drauf pocht, dass Männer in ihrer ganzen Vielfalt für voll genommen werden.

In vielen Bereichen der Gesellschaft fehlen sie nämlich bis heute, und ihr Fehlen tut weh. Sie fehlen in den Schulen und in den Sozialberufen, in der Pflege, in der Jugendarbeit. Sie hätten hier immens viel zu tun: Sie könnten Kindern zeigen, dass richtige Männer nicht nur zum Naseputzen, sondern auch zu komplexen Erziehungsaufgaben fähig sind. Sie könnten Buben auf die Idee bringen, sich fürs Trösten und Streitschlichten zuständig zu fühlen, statt automatisch Automechaniker werden zu wollen. Speziell für Buben aus traditionellen MigrantInnenfamilien könnten sie Identifikationsfiguren darstellen, die ein bisschen anders reden und handeln als die Väter daheim.

Es ist einige Jahrzehnte her, dass Frauen sich anschickten, die männlich beherrschte Arbeitswelt zu erobern. Sie waren dort nicht auf Anhieb willkommen. Man hat sich über sie lustig gemacht, sie mit Geringschätzung bestraft, oft stoßen sie bis heute auf eiskalte, berechnende Abwehr. Es war nicht immer einfach, trotzdem blieben sie dran.

Jetzt wären Männer an der Reihe, den zweiten Teil des Deals anzupacken – und den Frauen endlich die Familienkiste aus der Hand zu nehmen. Auch sie können nicht damit rechnen, überall auf Anhieb willkommen zu sein. Manchmal wird man sich über sie lustig machen, sie mit Geringschätzung strafen, mitunter werden sie auch auf eiskalte, berechnende Abwehr stoßen – denn loslassen fällt auch Frauen schwer.

Es wäre schön, wenn sie sich nicht so leicht entmutigen lassen. Wenn sie trotz allem dranbleiben. Sie könnten beweisen, was man ihnen – traditionell und klischeehaft gesprochen – so gerne nachsagt: Verwegenheit, Mut und Pioniergeist. Wir können ihnen versichern: Es ist nicht immer einfach, aber es zahlt sich aus.

Wovor fürchten sie sich eigentlich? ◀

Sibylle Hamann ist Journalistin und schreibt unter anderem für die Wochenzeitung Falter und die Tageszeitung Die Presse.



MITTEN IM LEBEN

Trendy für euch:

- * Unsere Classic Mensa-Menüschiene
- * Choice - unser Mensa-Markt
- * M-Cafés - Treffpunkt für den ganzen Tag
- * Mensa c.d. - Catering Departement



Mehr Infos unter:
www.mensen.at



MITTEN IM LEBEN

Akademischer Abschluss in nur einem Jahr
Praxistraining vor dem Berufseinstieg
Verbesserte Karrierechancen
Optimale Kontakte
Start: 14. Juni 2010

MSc- Lehrgang MANAGEMENT UMWELT

www.uma.or.at



Information:

UMWELT
MANAGEMENT
AUSTRIA

Neue Herrengasse 17a
3109 St. Pölten

ESNA

FINNLAND: ABITURNOTEN STATT ZULASSUNGSTESTS

Die finnische Bildungsministerin Henna Virkkunen möchte den Hochschulzugang für mehr Schulabgänger öffnen. Sie plant daher, das Zulassungssystem zu reformieren und Aufnahmeprüfungen – wenn auch nicht ausnahmslos – abzuschaffen. Stattdessen sollen Studienplätze nach den Abiturnoten und in Universitäten und Technischen Hochschulen nach demselben Verfahren vergeben werden. Die Ministerin sagte, in einigen Bereichen werde es weiter Eignungstests geben. Zudem sollen auch Schulabgänger mit schlechten Noten oder Berufstätige, die sich später für ein Studium entscheiden, die Chance dazu erhalten. Die Vorschläge zur Zulassungsreform sind indes zur Beurteilung an die Schulen gesendet worden und sollen diesen Herbst in Kraft treten. Die gesamte Reform des Hochschulzugangs wird jedoch, so schätzt man, mehrere Jahre dauern. [822]

Pressemitteilung des Bildungsministeriums,
18.03.2010 (auf Englisch)

SPANIEN: FORSCHUNG UND HOCHSCHULEN KOORDINIERT

Die beiden spanischen Ministerien für Forschung und Bildung haben eine Kommission gegründet, um die wesentlichen Linien der Hochschulpolitik gemeinsam zu steuern. Das Aneinanderücken der Ministerien folgt der Strategie nationalen „PlanE“, der die Wirtschaft wiederbeleben soll, indem er Universitäten und Forschung in neue Gesellschaftsbereiche einführt und „Ökosysteme des Wissens“ schafft. Forschungsministerin Cristina Garmedia übernimmt für das erste Jahr den Vorsitz der neuen Kommission, der es vor allem obliegen wird, die beiden großen Förderprogramme zu steuern und die involvierten Einrichtungen zu koordinieren. Zum einen handelt es sich um die 890 Mio. Euro schwere Innovationsförderschiene „I+D+i“ (s. Bulletin N°31 - 16.9.2010), zum anderen wird sich die Kommission des Monitorings der spanischen Exzellenzinitiative zur Bildung international kompetitiver Hochschul- und Forschungszentren annehmen (s. Bulletin N°34 - 7.10.2009). [881]

Pressemitteilung des Forschungs- und Innovationsministeriums, 06.04.2010

Das Dialogforum für WissenschaftlerInnen, ArbeitnehmerInnenvertretungen und Partnerorganisationen.

**DIALOG FORUM
HIRSCHWANG**
Eine Initiative von **AKNÖ** und **OGB**

ZEIT ZUM AUFBRECHEN

Interessenpolitik für die
Arbeitswelt von morgen

Donnerstag, 24. Juni 2010, 9.00 bis 13.30 Uhr,
Sägewerk Hirschwang, Hirschwang 67,
2651 Reichenau an der Rax, Niederösterreich

Am Podium

Mag. Richard Grasl, Kaufmännischer Direktor des ORF

Mag. Helmut Guth, Direktor der AKNÖ

Univ.-Prof. Hardy Hanappi, Institut für Wirtschaftsmathematik an der TU Wien

Mag.^a Karin Küblböck, Ökonomin & Gründungsmitglied von ATTAC Österreich

Dr.ⁱⁿ Anita Staudacher, Wirtschaftsredaktion Kurier

Moderation:

Dr. Ronald Barazon, Wirtschaftsjournalist

AKNÖ • Dialogforum Hirschwang • Windmühlgasse 28, A-1060 Wien
Tel. +43 (01) 58 883 - 1224 • Fax +43 (01) 58 883 - 101566 • www.dialog-forum.eu

RECHTLOS?

SPRACHLOS?

MACHTLOS?



ÖH - Österreichische HochschülerInnenschaft
www.oeh.ac.at



Mehr Rechte für FH-Studierende!

www.fh-recht.at